

# Die Neue Welt.



Illustrirtes Unterhaltungsblatt für das Volk.

N<sup>o</sup> 10.

1882.

Erscheint wöchentlich. — Preis vierteljährlich 1 Mark 50 Pfennig. — In Heften à 35 Pfennig.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

[1882]

## Im Kampf wider alle.

Roman von Ferdinand Stiller.

(9. Fortsetzung.)

Die Schulinspektion dauerte drei Tage und fiel im ganzen vortrefflich aus.

Das Institut könne, hatte der geistliche Inspezierer am Schlusse seiner Tätigkeit zu der Vorsteherin gesagt, eine ware Musteranstalt werden, wenn seinen Winken und Ausstellungen gebührend Gehör gegeben würde.

Hauptsächlich — und das war die einzige Manung, welche die brave alte Dame tiesschmerzlich berührte — hauptsächlich müsse der religiöse Geist noch mehr gepflegt werden, als dies augenblicklich der Fall sei.

Bei dem Unterrichte in allen Fächern — aber auch in allen one Ausnahme und zu jeder Zeit, hatte der Herr Schulinspektor sehr nachdrücklich betont — müsse man sein Walten und Wirken spüren. Ein tieferreligiöser Hauch müsse alle Vorträge umwehen, religiöse Weihe alle Lehrer und Lehrerinnen umwehen — nur so sei der Verderbnis der Zeit siegreich entgegenzutreten, der modernen Zweifelsucht und Unmoralität ein Damm entgegenzusetzen, jener Zweifelsucht und Unmoralität, welche an den Grundpfeilern von Staat und Gesellschaft rütteln und die gesamte christliche Kultur in Frage stellen und zersetzen möchten.

Auf den schüchternen Einwand der Institutsvorsteherin, sie habe bis daher gemeint — allerdings, wie sie jetzt wol überzeugt sein mußte: irrigerweise — daß jenes erhabene Ziel in ihrer Anstalt, wenn auch nicht erreicht, so doch allezeit mit Ernst und Eifer angestrebt worden sei, antwortete der noch nicht vierzig-jährige Diener des Herrn der um mehr als zwei Dezennien älteren Dame in väterlich wolvollendem Tone:

„Sie haben den besten Willen, meine Verehrte, daß hab' ich mich versichert, aber Sie lassen, wie mir scheint, die Lehrkräfte der Anstalt zu sehr tun, was ihres eigenen Willens ist. Ich habe z. B. in der ersten Klasse, wie Sie wissen, eine volle Stunde lang dem deutschen Unterrichte beigezogen, und während dieser ganzen Zeit weder von dem Lehrer, noch von den Schülerinnen mit einer Silbe unserer heiligen und erhabenen Religion gedenken oder auch nur auf sie hinweisen hören. Der betreffende Herr, der ja ein ganz vortrefflicher Stilist und Literaturlundiger zu sein scheint, ließ zu meiner lebhaften Verwunderung einen von Schillers Briefen zur sogenannten ästhetischen Erziehung des Menschengeschlechts vorlesen und von den Schülerinnen kommentiren. Ich hoffe, daß so etwas nicht mit ihrem Willen geschieht, meine verehrteste Dame; unsere Klassiker in Ehren, aber es ist kein Zweifel, daß ein großer Teil ihrer Werke, wenn nicht fast

alle, nur solchen Menschen in die Hand gegeben werden sollten, in denen ein unerschütterliches Fundament religiösen Glaubens und frommen Fühlens gelegt ist. Das am meisten Gefährliche an ihnen ist jene Selbstherlichkeit, mit der sich in ihnen die menschliche Vernunft gebärdet, jene Berwegenheit der kritischen Untersuchung, welche weder scheu zurückbebt vor dem, was in den Tiefen des menschlichen Herzens vorgeht und von der Weisheit des Schöpfers mit dem Schleier des Verborgenen umhüllt ist, noch auch selbst vor dem, was als das Wesen der irdischen Erscheinungen jenseits alles Stoffes lebt und nun und nimmer mit irdischen Augen gesehen, mit irdischen Händen betastet, mit irdischem Verstand begriffen werden kann.“ Der Herr Schulinspektor hatte bei dieser schönen Rede, wie ein gottgeweihter Seher vor der bis in ihr frommes Innerste hinein erschütterten Institutsvorsteherin gestanden — die schmale, schwarze Figur wie ein zum Himmel strebendes Ausruhmungszeichen hochemporgereckt, das große Haupt erhoben, die Augen noch weiter als gewöhnlich aufgerissen und nach oben gerichtet, mit beiden Händen gestikulirend, als wenn er auf der Kanzel stünde und einer andächtigen Gemeinde von Tausenden zu Herzen spräche. „Wie viel besser wäre es gewesen,“ für der Schulinspektor fort, „wenn jener Herr Doktor eine der Musterpredigten kommentirt und zu dem geistigen Eigentum der Schülerinnen gemacht hätte, wie wir sie, der Allerhöchste sei gelobt, in so reicher Anzahl und Auswahl besitzen. Wir haben Kanzelredner, welche es an Gewalt über die Sprache und an Fülle der Gedanken mit jedem der Klassiker aufnehmen und welche an Erhabenheit ihrer Ideen und an Lauterkeit ihrer Moral kein Schiller, kein Göthe, kein Profanschriftsteller überhaupt auf dem weiten Erdenrund zu erreichen vermag. Diese großartigen Schöpfungen des Geistes — ich sage absichtlich nicht des menschlichen Geistes — denn der Geist der Geister ist mit uns und in uns, wenn wir an heiliger Stätte zum Volke sprechen, wenn wir Gottes Wort verkünden, diese Geistesgeschöpfungen sind über allen andern würdig, jedem Sprachunterricht, insonderheit dem in der lieben Muttersprache, als güldener Grund untergelegt zu werden.“

In dieser einbringlichen Art predigte der Herr Schulinspektor der Vorsteherin noch lange. Alle Unterrichtsfächer ging er einzeln durch, um zu zeigen, wie jedem der rechte religiöse Inhalt gegeben werden könnte. Bei der Physik, Chemie und allen Naturwissenschaften überhaupt hätte der Lehrer immer darauf hinzuweisen, daß es dem Menschen nur vergönt sei, einen sehr kleinen, verschwindend winzigen Kreis der Erscheinungen zu durchforschen,



daß man auch mit allem wissenschaftlichen Erkennen über die Schale der Dinge nicht hinaus- und in das innere Sein derselben hinein könne, daß das eigentliche Wie? und Weshalb? stets unerforscht und unerforschlich bleibe; überall sei hier zu erkennen und zu lehren, daß diese Welt des Unerforschlichen die Welt des eigentlichen göttlichen Wirkens, des Wunders sei, zu der sich die vermeintliche Welt des Wissens verhielte etwa wie ein Kirchkern zum Körper unserer Erde.

Die Institutsvorsteherin versprach mit Tränen in den Augen, sie wolle diesen gedankenmächtigen und so herlich überzeugenden Ausführungen gemäß den Unterricht in ihrer Anstalt einrichten, und der Schulinspektor ging endlich mit der Versicherung seiner lebhaftesten Sympathie für diese Privatschule und ihre Besitzerin davon, nachdem er noch kurz derjenigen Lehrkräfte Erwähnung getan, welche ihm besonders weit vorgehritten schienen auf dem Wege des Heils.

Die alte Dame bewarte ein jedes seiner Worte in einem feinen und getreuen Herzen. Sie rekapitulirte auch sofort die Namen der von dem geistlichen Herrn als zu Werkzeugen jugenderziehender Gottergebenheit besonders geeigneten Mitglieder ihres Lehrpersonals. Dabei fiel ihr eines auf und schwer auf's Herz: von den männlichen Lehrern hatte der Herr Schulinspektor mehrere nicht erwähnt, von den weiblichen nur einen Namen nicht genannt und dieser eine Name war der von Friederike Häfler.

Am ersten Tage hatte der geistliche Herr zwar der Vorsteherin gegenüber so en passant versichert, das Fräulein Häfler sei eine Kluge, wol auch kenntnißreiche und für das Lehrfach recht befähigte junge Dame, aber ach! — die gottesfürchtige Dame seufzte schwer — was hilft alle Klugheit und Wissenschaft, wenn der kirchlich religiöse Geist fehlt, ja, ja, das hatte sie selbst schon zu ihrem Schmerze vernemen müssen, so recht von ganzem Herzen und Gemüte fromm war die kleine Häfler nie gewesen, und jetzt, seit sie sich zu einem echten Weltkinde, einem Manne, der — wie man vielfach reden hörte — des echten Glaubens fast ganz bar sei — in Liebe hinneige, habe sie jedenfalls an ihrem Glauben Schiffbruch gelitten.

Die Institutsvorsteherin hatte Friederike Häfler als die jüngste und nachgiebigste ihrer Lehrerinnen anfänglich wie eine Mutter lieb gehabt, und sie war ihr noch so zugetan, daß sie sich zu dem Versuche entschloß, sie vor dem ihr drohenden Seelenverderben zu retten. Die alte Dame, welche vor dem Herrn Schulinspektor gezittert und gebebt hatte, konnte sehr energisch sein, wenn sie glaubte, es one ihren Schaden tun zu können, und noch mehr, wenn sie meinte, dazu durch eine fromme Pflicht getrieben zu werden. So setzte sie denn auch in diesem Falle die ganze Fülle ihrer Beredsamkeit und all' ihrer sonstigen Macht und wir können es nicht leugnen, auch alle Segel frommer Intrigue ein.

\* \* \*

Wiederum nur wenige Tage nach den eben geschilderten Ereignissen sehen wir Frieda Häfler am Arm ihres Verlobten in dem Schatten eines mit herrlichem Laubholze bestandenen Parkes einherstreiten.

Die beiden waren hochbeglückt ob ihres ersten Beisammenseins in der naturschönen Gegend, wo sie bald als Ehegatten ein glückliches Leben beginnen wollten; und doch war ihre Stimmung nicht eine so harmlos heitere, als jedes vom andern erwartet hatte. Franz Stein wollte ergründen, was der Heißgeliebten den frohen Mut geraubt haben könne.

Er blieb stehen und schaute ihr ernst und innig ins Auge.

„Du bist nicht mehr so froh und zuversichtlich, so harmlos glücklich wie sonst“, sagte er.

„Ich könnte von dir dasselbe sagen, mein guter, einziger Freund!“ erwiderte sie, indem sie den Kopf an seine Schulter lehnte und mit ihren mildblickenden, dunkelblauen Augen zärtlich zu ihm aufschaute.

„Auch du erscheinst mir ernster, fast möchte ich sagen düsterer als früher, freilich nicht erst seit heute.“

Er berührte in einem langen Kuß ihre weiße Stirn, dann legte er ihren Arm wieder in den seinen und sagte, indem er weiterschritt:

„Ich werde mehr und mehr Geschäftsmann, mein Kind. Ein jeder ist, der eine mehr, der andre weniger, ein Spiel der Verhältnisse, die ihn umringen und —“ er hielt einen kurzen Augenblick inne, als suchte er nach einem passenden Worte — „und bedrängen.“

„Bedrängen? Gibt es Verhältnisse, die dich bedrängen, Geliebter?“ Ihre Frage klang erstaunt und besorgt.

„Nein, mein Kind, der Ausdruck war zu stark, ich fand im Augenblick keinen besseren, ich hätte sagen sollen, die ihn beeinflussen, gewisse Eindrücke bei ihm hinterlassen. Sieh nur, Kind, wenn ich auch mancherlei erlebt und viel gesehen habe in der Welt, ich bin doch immer noch jung und blutjung sogar als Fabrikant und selbständiger Kaufmann. Da erscheint mir denn manches, was ich in der mich seit einem halben Jahre umgebenden Welt sehe und erfahre, noch in trüberem Lichte, als all den andren, die langjährige Gewonheit mit den Untiefen und Untrieben des Geschäftslebens und des öffentlichen Verkehrs vertraut gemacht hat — —“

Sie sah ihm forschend ins Gesicht.

„Wenn es nur weiter nichts ist, Franz!“

Er machte eine abwehrende Bewegung.

„Sorge nicht um mich, Liebste, ich gedenke mit dem Leben schon fertig zu werden. Wenn ich dich nur immer heiter sehe, meine Frieda, dich, mein Glück, meinen Frieden. Drum sage du mir denn, was den leisen Zug von Bitterkeit, der jetzt zuweilen um deine roten Lippen zuckt, verschuldet hat.“

Sie bemühte sich zu lächeln.

„Du wirst mich auslachen, Franz, wenn ich dir sage, was mich in letzter Zeit — ein wenig — nur ein wenig — beunruhigt hat — — denke dir, sie wollen mich verheiraten.“

„Verheiraten?“ Er lachte wirklich. „Doch hoffentlich mit mir?“

„Ja, mit dir — glaubst du, daß mich das betrüben würde?“ fragte sie leise und erröthend.

„Ich glaube mit aller Zuversicht: nein! Dann aber doch nicht gar wieder einmal mit deinem Vetter, dem dicken Herrn Gabriel Häfler, von der Firma Traugott Leberecht Häfler und Kind?“

„Nein, du Spötter, mit ihm genau ebensowenig; freilich aus ganz andrem Grunde. Denn du, Franz, willst ja mich nur, wie ich da bin, mit allen meinen Torheiten und Schwächen vorlieb nehmen. Aber mein Vetter Gabriel, weißt du, Franz — der — mag mich garnicht mehr — der verschmäht mich — — —“

Franz Stein lachte wieder, diesmal offenbar recht sehr belustigt.

„Er verschmäht dich wie der Fuchs die goldige Traube, die ihm — leider — zu hoch hängt. Das ist das erstemal, daß ich an dem Vetter Gabriel eine Aehnlichkeit mit dem Fuchsgeschlecht entdecke.“

„Er verschmäht mich,“ entgegnete das Mädchen, indem es einen salbungsvollen Ton annahm, und das hübsche Gesicht in tiefe, steife Falten legte, „weil ich die Pfade des Bösen wandle, weil ich unfehlbar in die Hölle muß und der Vetter Gabriel nicht etwa nur für diese Welt eine Ehe schließen will, und, weißt du, Franz, da er doch unbedingt in den Himmel kommt — —“

„In seinem Namensvetter, dem Erzengel, selbstverständlich!“ Franz lachte jetzt hell und laut in die wohlige Septemberluft hinaus — „hat er selbst dir das verraten, Kind?“

„Gott behüte, er spricht mit mir fast gar nichts mehr. Aber meine Prinzipalin — unsre Schulvorsteherin — —“

„Sie?“ fragte Franz sehr erstaunt. „Sagt die Vorsteherin auch, du wandelst die Pfade des Bösen?“

Frieda nickte, und um ihren Mund legte sich wieder jener schmerzliche Zug.

„Sie sagt noch mehr: sie sagt, du, Franz, wärest der Sünde verfallen — —“

„Die Frau ist des Teufels,“ brauste Franz auf. Frieda legte beruhigend und bittend ihre Hand auf seinen Mund.

„Die brave und liebe alte Frau ist eine Tochter der guten alten frommen Zeit, Franz, und ist selbst die Frömmigkeit und christliche Tugend in Person. Sie sieht ihren Mitmenschen alles nach, alles, nur eines nicht, und das ist — —“ sie stockte und wurde verlegen.

„Das ist,“ fragte Franz, „das ist?“

„Das ist der Mangel an Glauben und Frömmigkeit; und Franz, du hast es mir ja so oft selbst gesagt, und du nimmst es mir gewiß nicht übel, du glaubst an nichts — von dem, was die Kirche lehrt, und ich bin zwar lange nicht verständig und einsichtig genug, um mich allein auf mein Wissen zu stützen und auf allen Glauben zu verzichten, aber fromm bin ich auch nicht mehr, Franz — —“

Er wollte rasch und erregt antworten. Aber er drängte die Worte zurück, denn soeben bemerkte er einen Mann in blauem



Rock mit dunklen Knöpfen, der hinter einem dicken Baum auf einer Rasenbank geessen hatte und sich, als er die Nahenden erkannte, erhob und grüßte.

„Guten Tag, Werner,“ sagte Stein und wollte vorüber.

Aber Werner mußte etwas auf dem Herzen haben. Er stotterte: „Erlauben Sie, Herr Stein, verzeihen Sie mir,“ und dabei drehte er die rotumrandete Dienstmütze verlegen in der Hand um und herum.

„Wollen Sie etwas von mir, Werner?“

„Ach, nehmen Sie mir's nur nicht übel, Herr Stein. Aber ich muß es Ihnen doch sagen. Se. Durchlaucht leidet keinen Ungehorsam, das wissen Sie.“

„Hat Ihnen Ihr Herr, der Fürst, aufgetragen, mir etwas zu sagen?“ fragte Franz Stein verwundert.

„Ja, freilich, das hat er, das heißt, der Herr Obergärtner hat uns, den Gärtnergehilfen und Parkaufsehern, erklärt, daß Se. Durchlaucht befohlen haben, der Fabrikbesitzer Herr Franz Stein wäre ein Feind von Sr. Durchlaucht und dürfte niemals mehr auf dem Grund und Boden von Sr. Durchlaucht gebuldet werden.“

Der alte Werner war bei diesen Worten kupferrot geworden, solche Mühe hatte es ihn gekostet, sie hervorzubringen. Jetzt drehte er wieder die Mütze und sah seitwärts zu Boden mit einem Blick wie ein Schulbube, der eben auf einer großen Sünde ertappt worden ist.

„Um Gotteswillen, Franz, was hat das zu bedeuten?“ rief Frieda beängstigt, indem sie sich an Franz anlehnte.

Franz Steins Gesicht war sehr ernst geworden, aber er war ganz ruhig, und seine Stimme klang voll und vornehm, als er erwiderte:

„Beruhige dich, Geliebte. Ich bin zwar kein Feind des Fürsten, wie ich keines Menschen Feind bin; aber der Fürst ist, wie ich heut wiederum wahrnehmen muß, mein Feind, und da er hier der Herr ist, so werden wir gehen, mein Kind, und nicht wiederkehren unter diese herlichen Buchen und Eichen, deren balsamischer Hauch uns so oft erfrischt und beglückt hat.“

Er griff nach seiner Börse und drückte dem Parkaufseher einen harten Taler in die Hand.

„Das für die Mühe, mein Alter. Ihr tut mir leid — ich möchte in Eurem Rocke nicht stecken.“

Des alten Werners runzliches Gesicht färbte sich noch tiefer dunkelrot als vorher. Es war, als wenn er das Geld nicht nehmen wollte, aber er mochte die Trinkgelder doch gar zu lieb und gar zu nötig haben; drum hielt er den Taler fest, aber was er sagen wollte, blieb ihm total in der Kehle stecken, nur den Mund sperrte er weit auf und machte eine Verbeugung, wie er sie vor keinem Kaiser tiefer und devoter fertig gebracht hätte. Franz Stein hatte sich indessen umgewendet und ging nun mit seinem Mädchen raschen Schrittes und hoch erhobenen Hauptes den Weg zurück, den sie gekommen waren.

(Fortsetzung folgt.)

## P. K. Rosegger, ein echter und rechter Volksdichter.

von Manfred Wittich.

Man hat nicht unrecht, wenn man behauptet, nur dasjenige Gedicht kann einer verstehen, dessen Inhalt er selbst handelnd oder leidend in eigener Person erfahren und erlebt hat. Unsere Schulknaben werden sicher von Goethes Liebeslyrik keine Empfindung erhalten haben, trotz aller sonst heute gar vielfach zu bemerkenden Frühreife und Schnellebigkeit der jüngeren Schichten! Dasselbe Gesetz läßt sich aber in noch viel höherem Grade umgekehrt auf den schaffenden Künstler anwenden. Bei aller Freiheit, über welche die Einbildungskraft verfügt, hat noch kein Dichtergenius, auch der gewaltigste nicht, ein Bild, ein Phantasma, ganz frei erfunden, ganz aus sich selbst geschaffen, dessen Gliedmaßen, um mich so auszudrücken, nicht auf vorhergehende Erfahrungen zurückzuführen wären, dessen einzelne Teile er nicht mit eignen Augen, sei es auch an verschiedenen Wesen, an verschiedenen Orten gesehen hätte. Mit andern Worten: die Phantasie, selbst die kühnste, schafft nicht a priori, d. h. voraussetzungslos, sie saugt nichts aus den Fingern. Tut sie es, oder vielmehr versucht sie es dennoch, so verstößt sie gegen jenen Grund- und Fundamentalsatz der Poesie, gegen die Forderung dichterischer Wahrheit. Alle Kunst würde demnach erheischen, daß der ausübende Künstler Ergebnisse und Beobachtungen seines eigenen Daseins als einzige Quelle nutzen und von Fremdem nur das annehmen sollte, was er durch eigne Beobachtung in der Wirklichkeit wiedergefunden, und als wirklich bestätigt gesehen hat.

Wie oft aber finden wir Verstöße gegen dieses Gesetz! Selbst Schiller, unser hochgefeierter Dramendichter, gesteht von seinen ersten Schauspielen, daß er in ihnen statt Menschen Engel und Teufel gezeichnet habe! Bei der Geschmacksrichtung des Lesepublikums und einem dem entsprechenden Bestreben der Dichter, namentlich der Roman- und Novellenschreiber, ihre Erzählungen in hohen und höchsten Gesellschaftskreisen spielen zu lassen, die oft ein solcher armer Schlucker kaum von ferne gesehen, gewiß aber nicht näher kennen gelernt hat, haben wir eine Menge ganz unmöglicher Bilder des Hoflebens, Szenen aus dem Salon, die so schön oder so scheußlich, je nachdem, wol nirgend sich je ereignen dürften, noch weniger sich je ereignen haben. Es ist nicht meine Absicht, den von Schiller und Goethe bereits so ziemlich zum Austrag gebrachten Streit zwischen Naturwahrheit und Kunstwahrheit vorzuführen, zu untersuchen, wo die Grenze des Realismus, der wirklichkeitsgetreuen Darstellungsweise ist: ich spreche nur von den poetischen Kunstgattungen, die als Stoff der Darstellung das moderne Leben haben, welches von jedem Leser mitgelebt, von jedem deshalb nachgeprüft werden kann, falls er sich

in jene Gesellschaftsschichten begibt, das Leben der Schriftsteller beschreibt. Besonders habe ich im Auge die Geschichten aus dem bäuerlichen Leben. Berthold Auerbach hat das schöne Wort „Salontiroler“ erfunden, mit dem er die unwahren Bilder von Bauern vieler Autoren strafweis bezeichnet, aber das hat ihn nicht abgehalten, selbst seine Bauernmägde und Knechte, Gemisjäger und andere Naturmenschen zu Trägern seiner spinozistischen Philosopheme zu machen. Daneben sollte ein niederländisch treu geschilderter Dünghaufen die viel wichtigere Naturwahrheit der menschlichen Vorgänge und Zustände innerlich und äußerlich verdeutlichen. Das ist unzulänglich. Der Dichter fordert von uns: „willst den Dichter du verstehn, mußt in Dichters Lande gehen.“ Wir fordern aber mit gleichem Rechte von diesem: „willst du das Volk zeichnen, so mußt du es aussuchen bei seiner Arbeit,“ wie das allerdings treffende Schlagwort lautet, es genau beobachten und treu studiren; er muß es endlich auch lieben, und mit ihm verwachsen, kurzum, muß selbst Volk sein, aber freilich in einem ganz anderen, höheren Sinne als unser reichsgewaltiger Kanzler dies von sich behauptet.

Unsere heutige Aesthetik glaubt aber nicht mehr an eingeborene platonische Urideen im Haupte des Poeten, sondern sie weiß, daß eine Idee, ein Urbild, ein typisches Bild für eine ganze Klasse von Begriffen sich im Menschenhirn erst bilden kann nach Warnemung von tausenden Einzelbeispielen der Gattung, um die es sich handelt. Je zahlreicher diese Einzelwarnemungen sind, desto schärfer und naturgetreuer wird der schöpferische Genius seine Konterfeis herstellen können. Der größte Künstler, das fordert Schlegel in einem Satze in seinem Athenäum, muß imstande sein, sich jeden Augenblick (d. h. im nötigen Falle) auf jeden Standpunkt zu stellen! Eine schwere Aufgabe, deren Lösung erst möglich ist nach einem langen Leben voll eifriger Beobachtung und eifrigsten Studiums. Sehr wenigen nur wird es gelingen, daß bei glücklichen Anlagen, eisernem Fleiß und günstigen begleitenden Umständen ihr innerer Mensch diese — man stoße sich nicht an das tadelnd klingende Wort! — Kaufschuttmannsnatur erlangt!

Daher kommt es denn, daß wenige Dichter von allen Gebieten des Lebens gleich treue Nachbildungen zu liefern imstande sind. Die Notwendigkeit der Arbeitsteilung hat auch auf dem Gebiet der Kunst Spezialisten gebildet.

In folgenden Zeilen will ich kurz einen Zeitgenossen besprechen, der auf dem Gebiete der Volksdarstellung ganz hervorragendes geleistet hat. Ich meine P. K. Rosegger.

Am 31. Juni 1843 geboren in Krieglach in Obersteiermark



war Peter Karl Hofegger der Sohn armer Eltern und lebte in den einfachsten, ja kargsten Verhältnissen, in denen sich das Leben kleinbäuerlicher Leute hinspint. Viehhüten und der Kleindienst „im Kampfe mit dem Walde“ und sonst war seine früheste Beschäftigung, so daß er des Volkes eigentliches Lebens- und Leidens-element, die härteste Arbeit, frühe genug kostete, die ihm sogar, als einzigem Helfer seines armen Vaters, den Besuch der nächsten, d. h. immerhin von seinem väterlichen Hof ziemlich weit entfernten Dorfschule unmöglich machte. Durch einen für Karl Peter glücklichen Zufall trieb der wilde Lebenskampf einen müde und brotlos gewordenen Schulmeister hinaus in die wildnisartige Einöde der obersteirischen Berge, durch reihunggehende Bewirtung bei den Eltern seiner Schüler ward für den weltflüchtigen Jugendbildner der tägliche Tisch gedeckt. Dem verdankt der später mustergiltig

gewordene Volksdichter die Einführung in das Geheimnis der Schrift. Mit Feuereifer lernte unser junger Gelehrsamkeitsbe-flüssigter alles, was ihm sein Meister zu bieten vermochte, und trug ihn auch nach dessen Tode in einem feinen dankbaren Herzen, wovon seine Schriften tausend Belege bieten. Die traurigen Lebensschicksale eines aus der städtischen Gesellschaft in den Urwald gestoßenen Lehrers sind der Vorwurf der „Schriften des Waldschulmeisters“, in denen er seinem Jugendleiter in die Ges-filde des Wissens ein bleibendes Denkmal gesetzt hat.

Alle gebotene Gelegenheit, sich Bücher zu leihen und ihren Inhalt sich zu eigen zu machen, ward treulich benutzt und der brennende Wunsch, selbst eine Bücherei zu besitzen, sowie Zeit zu haben, sie zu brauchen zu Nutz und Genuß, loderte immer höher und heißer in dem Jüngling empor. Da fiel ihm 1858 ein



Zuckereihorn im berliner Aquarium. (Seite 131.)

Vollskalender in die Hände, in welchem sich die Dorfgeschichte „der Bierthalerhof“ von August Silberstein befand, die ihn gewaltig packte und „etwas ganz Sonderbares“ in ihm wachrief. Dieses Sonderbare war nichts anderes als jenes geheimnisvolle Pochen und Sehnen im Herzen des angehenden Künstlers, jener Schöpfungsdrang, der einst widerklang von den Lippen Correggios in den Ruf: Anile io son pittore! (Auch ich bin ein Maler!) Geben wir hierzu dem Dichter selbst das Wort:

„Von dieser Zeit an ward es anders in mir; die halben Nächte saß ich am Kienspan und schrieb und schrieb allerlei wunderliches Zeug durcheinander. Der Nachbarschaft gefiel das nicht — das würde keinen tüchtigen Bauer geben, meinte sie, und mir war selbst schier so, und weil ich auch eine schwächliche Natur hatte, so entschloß ich mich zum Handwerkerstand.“ Er wälte das edle Gewerbe des Schneiders, und nun begann, da die Handwerker dort zu den Leuten ins Haus kommen müssen, ein vier-jähriges Nomadenleben, ein Wandern von einem Bauernhof zum andern, während dessen er eine sehr umfangreiche heilsame Tätig-

keit für gichtbrüchige Bekleidungsgegenstände, eine neuschöpferische Tätigkeit zu Nutz und Frommen der Bekleidung des äußeren Menschen seiner bäuerlichen Landsleute entfaltet. Allsamstäglich ging es wieder heim zu den Eltern und dann begann ein fieberhaftes Lesen und Schreiben, welches bis spät in die Sontagsnacht hinein dauerte.

„Da fiel es mir ein, Gedichte, wie ich sie gemacht hatte, nach Graz an die Redaktion der „Tagespost“, welche Zeitung beim Wirt des Dorfes auftrag, zu schicken. Das war mein Glück. Der Herr Dr. Svoboda schrieb mir, daß ich Talent habe und daß er alles aufbieten werde, meiner Lebensbahn eine andere Richtung zu geben, ich möge ihm nur alle meine Schriften — deren ich wirklich schon mehrere Pfunde vorrätig hatte, — zusenden.“ — Nun war unser Freund „entdeckt“ und den Bemühungen Svoboda's gelang es, wohlhabende und wolmeinende Leute für ihn einzunehmen, welche ihn auf die Akademie für Handel und Industrie schickten, darauf nach vierjähriger treuer Arbeit 1870 bis 1872 für große Reisen durch Deutschland, Elsaß, Holland und Italien



ausrüsteten. 1870 trat er, geführt von der Hand Robert Hamerlings, an die Öffentlichkeit mit einem Bändchen von Gedichten in obersteirischer Mundart, betitelt: „Zither und Hackbrett“. Im Ernste des neuen Lebens habe ich die süßen Klänge der Heimat nicht vergessen, überall im Stadt- und Weltgewöl haben mir vom Hochland Zither und Hackbrett ihre Lust und Sehnsucht zugeklungen — sie sind mein Trost und meine Labe gewesen.“ Daher der Name dieser Sammlung.

Da liegen sie alle vor mir die herrlichen Büchlein, die Rosegger seit jener Zeit uns geschenkt, oft in zwei, drei verschiedenen Auflagen, aber ganz gern vor allen nehme ich das kleine Bändchen im gelben Gewand in die Hand, betitelt: „Zither und Hackbrett, Graz und Leipzig, Druck und Verlag von Josef Poit.“ Kennt Du, lieber Leser, oder noch besser, liebe Leserin, Chamisso's herzergreifendes Gedicht: „Die Klage der Nonne?“ Wie lieblich wird der Traum des Mutterglücks — ach nur Traum — dieser gottesarmen Himmelsbraut ausgemalt, wie anschaulich die ersten Kraftbetätigungen, die

ersten Laufversuche des erträumten Söhnleins geschildert! Dieses Schmuckstück deutscher Dichtkunst fällt mir allemal ein, wenn mir obgedachtes Büchlein in die Hände fällt. Aber unser Dichter ist ein Kindlein, welchem über Nacht die Kraft gekommen und der hier beim ersten Versuch schon laufen kann! Das starke Heimats- und Volksgefühl des Bergbewoners findet die treffendsten, zum Herzen gehenden Worte und wir sehen darin schon den ganzen Rosegger in all seiner Liebenswürdigkeit und alle Spuren künftigen kräftigen Wachstums vor uns liegen, darum ist mir das Büchlein so lieb!

Ja, das Heimatsgefühl! Bist Du, mein freundlicher Leser, einmal in den Hochalpen, am liebsten in Steiermark gewesen, so kannst Du den Zauber begreifen, den es auf seine Söhne ausüben muß. Daß einer solch Land lieben muß, begreife ich. Ein störrischer Dorfbewohner suchte mir zwar einmal mit seinen tief sinnigen Gründen weiszumachen: „Alles das ist uns ganz gleichgültig, das ist uns alltäglich, wir sehen das Schöne gar nicht, was ihr Städter zu sehen vorgebt; die Arbeit läßt uns es nicht sehen. Diese Berge sind Verkehrshindernis, der dichte Wald unser Feind, mit dem der Recher und der Holzschläger mit Lebensgefahr starken Streit kämpfen.“ Nun, versucht's, ihr wenigen, die ihr so denken möcht, versucht's und geht weg in die Ebene, fern weg von den heimischen Bergen, dann seht ihr's auch nicht mehr, aber fülen werdet ihr's, daß ihr es nicht mehr seht und daß ihr es vorher also doch gesehen habt! —

Es ist hier nicht meine Aufgabe, ein Reisetagebuch zu schreiben. Ich brauche nur auf meinen Dichter Rosegger hinzuweisen, da mag man selbst von berufener Hand ausgeführte Bilder des Hochlands betrachten. Ist er doch ein Meister der Naturschilderung, ein Ruyssdael oder van der Meer, dabei fähig, den Hinter-

grund zu vertiefen, wie Gland Vorrain in seinen Landschaften, so daß wir über die Blätter seiner Bücher meilenweit in's Land hinauszuschauen glauben! In allen Stufen der Entwicklung, welche der Wechsel der Jahreszeiten mit sich bringt, weiß er seine Heimatsberge und Täler vor unsern Augen hervorzuzaubern, so daß diese Gegenben photographisch treu uns gegenwärtig werden, und doch schwebt über seinen Bildern bei aller Naturwahrheit der Zauber tief sinniger Poesie des Herzens, so daß wir überall einen hellen Zöbler durchklingen hören, der uns sagt: „Seht, das ist meine Heimat!“

Das alles klingt und singt in meiner Seele wieder auf, wenn ich seine ersten Dialektlieder, die nicht die einzigen bleiben sollten, einmal von neuem in die Hand nehme. Jetzt erst, nachdem ich seine Vorbilder in natura gesehen, jetzt weiß ich seine Kunst recht zu schätzen und zu bewundern! Bei andern Naturmalern geht es uns ja just umgekehrt: Oft müssen wir da beim Anblick der Originale warnen, wie sehr der Künstler hinter der Natur zu-

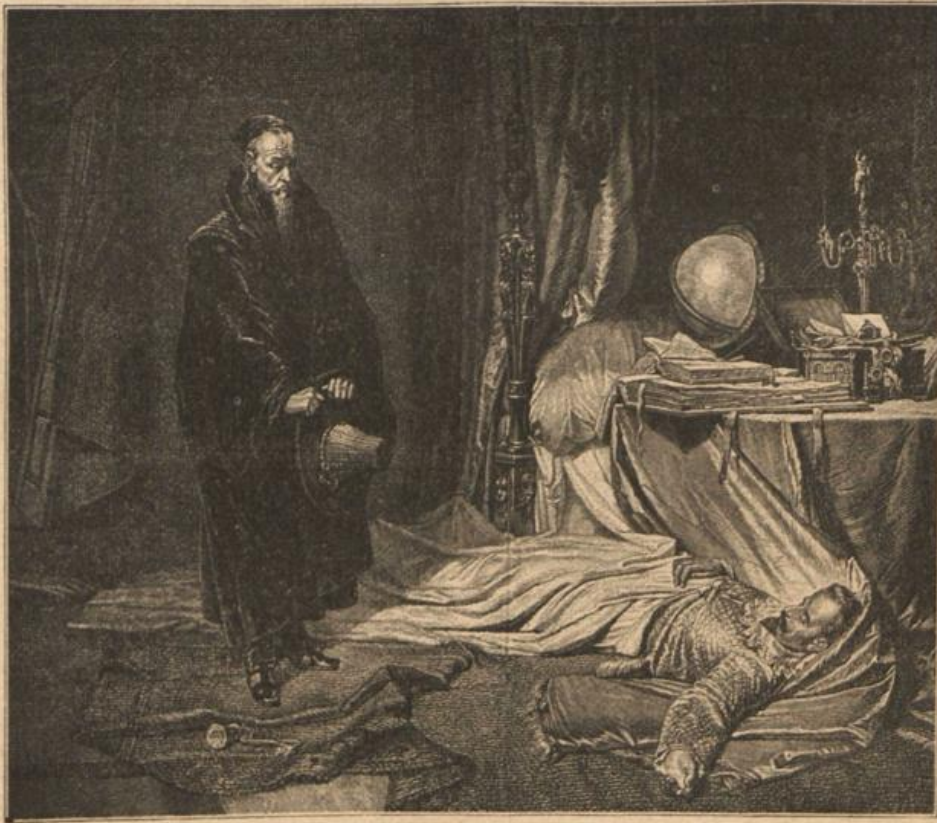
rückblieb, wieviel Schönes er beim Malen seiner Bilder schon in der Natur vorfand, und so charakteristisch sich vorfand, daß er nur die Rolle des Kopisten zu spielen braucht, um des Erfolgs sicher zu sein!

Weiteren Beweis seines Talents auf dem gegenwärtig besprochenen Gebiete lieferte 1871 sein Büchlein „Wanderleben“, das Ergebnis seiner großen Reisen; naturtreu und liebenswürdig ist er auch hier, auch der Fremde wird er gerecht und erreicht sein kosmopolitisches Anempfindungsvermögen auch für die Schönheit ferner Länder. Dieses Reisetagebuch und daneben das köstliche Büchlein:

„Waldheimat“ sind die ergiebigsten Quellen für die Kenntnis der Jugend- und Lehrzeit unsres Freundes, wobei die Bezeichnung Lehrzeit nicht soviel bedeuten soll, als hätten wir in genannten Werken ein Uebungsheft des Schülers vor uns, da beide rücksichtlich der künstlerischen Form vortrefflich gearbeitet sind. Am Schlusse werden wir auch seiner Sprache und Kunstform einige wenige Worte widmen.

Wir haben über sein weiteres Leben aus Mangel an näherer Kenntnis und weiter uns zugehenden Quellen nicht mehr viel zu berichten, als daß er in schneller Aufeinanderfolge Buch um Buch in die Welt schickte, welche ein stetes Wachstum bezeugen, aber auch nur darin von einander unterschieden sind; allen gemeinschaftlich ist der durchsichtig und klar sich abspiegelnde edle Charakter, die warme Liebe zum Volk, insonderheit zum Volk seiner Heimat, eine edle vorwärts weisende Begeisterung, ein hohes sittliches Pathos, welches in jedem Worte wieder klingt, und uns ihn als einen Mann des mutigen Vorwärtsschreitens darstellt, der sich der Dichteraufgabe, Führer auf dem dornigen Wege der Gesamtbildung zu sein, vollbewußt ist.

(Schluß folgt.)



Sceni an der Leiche Wallensteins. (S. 131.)



## Geschichtliche Gespenster.

Streifereien im alten und neuen Athen. Von Karl Gassan.

(2. Fortsetzung.)

Heute — französische Komödie in der Metropole altklassischer Intelligenz! — Die neuere griechische Literatur hat eben wenig erhebende Momente aufzuweisen, denn das Volk ist durch die lange Knechtschaft und die türkische Bergewaltigungspolitik versumpft und verkommen; erst in kommenden Geschlechtern wird die lachende Sonne Griechenlands wieder ein besseres idealeres Geschlecht begrüßen. Das Philhellenentum war ja zu seiner Zeit Mode, wie manches einmal Mode wird; aber viel ist an dem heutigen griechischen Volke nicht. Lord Byron freilich, der exzentrische Dichter von Gottes Gnaden und extravagante Vorkämpfer des Philhellenentums ist entzückt, aber seine Sympatie gilt offenbar mehr dem Lande als dem Volke, denn das letztere nennt er kurzweg „hereditary bonds men“ (geborene Sklaven) und „shades of the Helots“ (Helotenschatten); das Land aber apostrophirt er so (in Obild Harold's pilgrimage, cans. II, 87):

„Yet are thy skies as blue, thy crags as wild,  
Sweet are thy groves, and verdant are thy fields,  
Thine olive ripens as when Minerva smiled  
And still his honied wealth Hymettos yields —“

Und (daf. 91):

„Yet to the remnants of thy splendour past  
Shall pilgrims, pensive, but unwearied, throng,  
Long shall the voyager, with th' Ionian blast  
Hail the bright clime of battle and of song\*\*“.

Und darin hat er Recht! Es gibt nur ein Griechenland, nur ein Athen! — Doch nach meiner Abschweifung zu uns zurück. —

Die Vorstellung war — Gott sei Dank! — zu Ende, der Heimweg im wonnigen Blüthenhauch, den der benachbarte Orangenhain des Schlosses verbreitete, angetreten, das Haus erreicht. Die Damen verabschiedeten sich, wir drei aber hielten erst noch ein Trinken, bei dem der schwere griechische Wein abermals die Hauptrolle spielte. Ich will dabei bemerken, daß trotz aller Reklame in neuester Zeit der griechische Wein nicht wol zum Versand geeignet ist. Am besten gefiel mir noch das Gewächs von Chios.

Der Senator und John machten nun auch den geschäftlichen Teil ihrer Angelegenheit ab, indem letzterer sich verpflichtete, das dritte Bild seiner Trilogie binnen 6 Monaten fertig schaffen zu wollen; dann sollte er den Senator und die Damen malen — dabei ward Freund Smith über und über rot wie ein gesottener Krebs — und was er sonst wollte, doch mußte alles gegen Zahlung in des Senators Besitz bleiben. Damit schloß der ereignisvolle Tag, und wir schliefen, von all der Aufregung im höchsten Maße ermüdet, fest und ruhig.

Am anderen Morgen stand schon die Sonne leuchtend am Himmel, als unser Wirt lächelnd bei uns eintrat und rief:

„Auf nach Lepsima (Eleufis), Gentlemen!“

So hatte die Parole schließlich am Abend gelautet.

Im Nu waren wir bereit, und als wir in den Gesellschaftsalon traten, stellte uns unser liebenswürdiger Hauswirt einen alten grauen Mann vor, den er Dr. Thermomyssis nannte. Derselbe war gekommen, um mit dem Senator eine politische Frage zu besprechen. So kamen wir zu einer interessanten Bekanntschaft. — Ich besonders hatte bald das Herz des alten Herrn gewonnen, als ich mich nach verschiedenen Altertümlichkeiten der Stadt erkundigte und eine Vorliebe für Sokrates, Xenophon und Platon verriet, denn diese waren des Doktors Ideale, in denen er ganz aufging. Er lud uns ein, abends nach der Rückkehr ihm noch ein Stündchen zu schenken, er wohne auf historischem Boden, an der Stelle, wo einst Platons Akademie gestanden. Wir notirten uns Straße und Hausnummer und verabschiedeten uns dann, damit wir die rechte Zeit nicht veräumten.

\*) In freier Uebersetzung:

Noch immer ist dein Himmelsblau, dein Felsen wild,  
Grün deine Au, süß deiner Wälder Räume,  
Der Delbaum reist, wie unter Pallas Schild,  
Noch fließen vom Hymettos Honigseime.

\*\*\*) Zu deiner einst'gen Größe Ueberreste

Wird mancher Pilgrim unermüdet bringen,  
Von Joniens Küsten schiffend her nach Westen,  
Sein: Heil! Dem Land des Sangs und Krieges bringen.

Der Senator hatte für einen Führer und Maultiere und Proviant gesorgt, und so stiegen wir denn munter auf. Unser Führer ritt voran. Erst im Verlaufe der Tour ward ich auf denselben aufmerksam. Er war albanesisch matorisch gekleidet, trug das rote Fez mit dem schwarzen Schweiß auf dem Kopfe und nannte sich Ali Behk. Uebrigens sprach der Mann fertig Englisch; seine scharf geschnittenen Züge verrieten List, Verschlagenheit und festen Willen.

Es war nach unserem Guide of Greece in der Nähe des Ceramikus, wo man Ausgrabungen vorgenommen hatte. In Athen liegen nämlich die Trümmer der alten Welt nicht so tief wie in Rom. Die Griechen hatten die Gewohnheit, ihre Toten an der Landstraße zu begraben. Hier führte die via sacra zum Heiligtum in Eleufis und an beiden Seiten stand Landhaus an Landhaus, Kunstwerk an Kunstwerk; vor allem aber lagen an beiden Seiten nahe der Stadt die — Begräbnisplätze.

Wir stiegen ab und besahen die bloßgelegten Schätze: da stand ein Reiterdenkmal, dort lag ein Löwe, hier ein Hund, auf jenem Hügel lag ein knieender Bogenschütze, auf einem anderen stand ein schlant geformter wertvoller Krug. Splitter und Stücke von solchen Krügen findet man fast in jedem Grabe, weil es Sitte war, auf das Wol der Beigesetzten am Grabe noch Krüge mit edlem Weine zu leeren, die Krüge aber zu zerbrechen; das brachte den abgesehenen Schatten Glück. So hatte auch das griechische Altertum den Aberglauben, welchem wir bei modernen Beschließungen im sogenannten Polsterabend noch heute Opfer bringen. Mittlerweile näherte sich uns der Oberaufseher dieser Ausgrabungsversuche. Es war ein großer schöner Mann, der uns sogleich auf Englisch anredete:

„Die Herren sind wol fremd hier? — Hüten Sie Sich vor ihrem Führer, er ist ein —!“

Hier schnitt Ali Behk, der spähend in der Nähe stand, durch seine Herbeikunft das Wort ab, und fast erschrocken fur jener zurück. Ali aber meinte trocken:

„Gentlemen, we must go on, if we will be in time at Lepsima!“

So stiegen wir denn nolens volens auf und ritten unmutig weiter.

Dort unten zu unseren Füßen dehnte sich früher nach unserem Guide of Greece Kolonos und der große Olivenhain aus, wo Sophokles seinen „Oedipus auf Kolonos“ spielen läßt, wo er selbst gestorben ist und das meiste von seinen Werken gedichtet hat. Ich wies drauf eben hin, als Ali sein Pferd anhielt und ganz naiv fragte:

„Gentlemen, der Mann am Kirchhofe sprach von mir?“

Wir wollten und konnten es nicht leugnen.

„Es war nichts Gutes?“

„Ihr störtet ihn, er konnte nicht vollenden!“

„Bei der heiligen Mutter der Gnade! Das ist sein Glück!“

Dabei legte sich auf sein sprechendes Gesicht ein solcher Ausdruck des Hasses, daß ich schauderte. John aber meinte:

„Ihr lebt in Feindschaft?“

„Es ist schon eine alte Geschichte“, entgegnete Ali mit Gleichmut, „er ist der Sohn meines Nachbarn. Ich wohnte früher an der Grenze und war ein Pascher — was wollen Sie? — wie es viele waren. Mein Nachbar war ein Spion und Verräter, heuchelte mir Freundschaft und verriet mich. Ich saß sechs Monate im — Zuchthause. Nach meiner Heimkunft fand man eines Tages den Verräter mit durchschossenem Schädel in seinem Garten. Man hatte Verdacht auf mich, konnte mir aber nichts beweisen!“ setzte er mit sarkastischem Lächeln hinzu.

Unsere Gesichter mochten wol unsere Gedanken verraten, denn Ali meinte ruhig:

„Was wollen Sie? — Ich bin ein Albanese und kann nichts dazu, daß ich das Erbe meiner Nation überkommen habe! Jener Schuft auf dem Kirchhofe soll auch noch daran glauben, wenn er mich verläumdet!“

„Ihr seid ein Christ?“

\*) M. S., wir müssen gehen, wenn wir bei Zeiten in L. sein wollen.



„Ein so guter, wie einer in der Kunde; aber, Auge um Auge, Zahn um Zahn, heißt's bei uns Albanesen. Aber da sehen die Herren schon Lepjima!“

Es war Mittag geworden und wir hatten den Daphinpaß erreicht. Zu unseren Füßen sahen wir die stille Bucht von Eleusis und das armelige Fischerdorf Lepjima, einst das herrliche Eleusis mit seinen zahlreich besuchten Mysterien, mit einer Akropolis und blühender Einwohnerschaft.

Bald nach 1 Uhr hatten wir den Ort erreicht, besahen uns die Ruinen der Burg und des Demetertempels und hielten dann im Schatten eines Olivenwäldchens in der Nähe von Weingärten Mittagsruhe. Ali bewachte unseren Schlaf mit seinen langen Pistolen, denn hier ist nicht jedem zu trauen, teilte dann unser frugales Mal, ließ sich den mitgebrachten Wein gut schmecken und riet uns ab, in das unreinliche Wirtshaus zu gehen, wo man vor Schmutz und Gestank es nicht aushalten könne, und trieb dann selbst zur Heimkehr. Die Maultiere sind hier schnell und ausdauernd, so daß wir des abends um 9 Uhr vor Nr. 32 der Poseidonstraße auf dem Keramitos hielten, wo uns Dr. Thermomyssis mit Freude empfing.

Auf den anstrengenden Ritt schmeckte uns das keineswegs auf platonische Weise zugerichtete Abendessen, welches unser Wirt mit richtiger Schätzung der Umstände bereit hielt, ganz vortrefflich, und heitere Gespräche würzten dann den Becher Weines, den wir auf gute Freundschaft leerten.

„Hat man denn im heutigen Athen garnichts mehr, was an Sokrates erinnert?“ fragte ich jetzt ins Blaue hinein.

„Nein, mein Lieber,“ entgegnete Dr. Thermomyssis würdevoll. „Die Bildsäule des Lysipp, welche die Athener, nachdem sie zur Einsicht gekommen, dem Helden setzen ließen, ward beinahe schon durch die Römer unter Sulla zerstört; man hat aber das historische Bildnis des Sokrates auf Gemmen erhalten; hier sehen Sie eine solche Gemme.“

Richtig! Es war derselbe breite Kopf, die aufgestülpte Nase, der große Mund, dasselbe Gesicht, das ich als historisch gerühmt schon öfter gesehen, aber durchgeistigt von jenem Zug echt antikle klassischer griechischer Ironie und Bonhomie, die uns erklärlich werden lassen, wie sich die für Schönheit so empfindliche Natur eines Platon, eines Xenophon, eines Alkibiades mit allen Banden an den Meister hängen konnte.

„Mir ist es unerklärlich, wie sich das Volk so dupiren lassen konnte, wie selbst die Reaktionsmänner sich von drei Schwächlingen

wie Lykon, Melytos und Anytos konten so plump Sand in die Augen streuen lassen, daß man die Anklage zuließ, geschweige denn, daß man Sokrates verurteilte, den Giftbecher zu trinken!“ meinte Jahn.

„Ja,“ pflichtete ich bei, „daß drei solche Schwächlinge gerade, wie der Dichterling Melytos, ein Sophist und Advokat, Anytos, dessen Weib Rodia als Hetäre galt, und ein Lohgerber, Lykon, es wagen konten, den herrlichen Geiz anzuklagen, ist schlimm!“

„Ja, meine Herren, Sie haben Recht; aber was konten Sie auch von einer Generation erwarten, die im schrecklichen dreißigjährigen peloponnesischen Kriege, der die Blüte Griechenlands knickte, groß geworden war? — Das sagt alles und erklärt auch den Umschlag mehrere Jare nach dem Tode des Meisters, das Schließen der Gymnasien, als Zeichen der Trauer, die Aufstellung seiner Bildsäule! — Uebrigens, mit allem Respekt vor der sonderbaren und überaus glücklichen Mischung der Charakterzüge des einzigen Mannes, die ihn zu einer Art von Christus gemacht haben — verzeihen Sie! — mit allem Respekt davor: one seinen unfreiwilligen Tod in der Enge des Gefängnisses wäre er doch nicht der Mann geworden, der noch heute in aller Munde lebt, denn die Denkmäler, welche ihm seine beiden vorzüglichsten Schüler, der praktisch-einfache Xenophon und der ideal-philosophische Platon, in ihren Schriften gesetzt haben, haben alle anderen Denkmäler überdauert!“

Wir mußten beistimmen und hörten noch manches Interessante aus dem Munde des Doktors, der in der Tat ein gelehrtes Haus ist. Er kante Dr. Schliemann sehr gut und äußerte sich über dessen Bestrebungen ungemein lobend.

„Wir Athener,“ jur er fort, „haben jetzt auch ein Museum, aber es ist noch kahl; manches käme wol noch zum Vorschein, wenn alle opferwillig ihre Privatsammlung darbrächten. Aber unser Volk muß erst regenerirt werden; allerdings hat es achtungswerte Genies erzeugt, aber das Gros ist — versumpft, verknechtet. Ich gedenke da gerade des Dichters des Trauerspiels „Sokrates“, das mit Enthusiasmus aufgenommen ist. Der Dichter ist unbekant. Ich sah die Tragödie selbst vor acht Tagen; die Hauptrolle spielte mit ungeheurem Beifall der Schauspieler Dimitri, den Sie vielleicht im Hause des Senators kennen lernen werden, das er oft besucht; denn Aneuroshyphlos ist ein warer Mäcen für die Kunst!“

(Schluß folgt.)

## Im Dorf der Schmied.

Eine Geschichte aus dem Elsaß von Max Vogler.

(9. Fortsetzung.)

Jakob Barthold war auf das äußerste bestürzt. Wenn ihm ein Unglück zugestoßen wäre, — dachte er — wenn er vielleicht garnicht mehr am Leben war! Des Holzbauern Geschick, des lieben, braven Freundes, nur lag ihm jetzt am Herzen, der Nummer um ihn erfüllte sein ganzes Gemüt, und nur wie ein dumpfer Groll wider das angstvoll Geahnte stieg es auch bei dem Gedanken an sein eigenes Schicksal in ihm auf.

Aber es konnte nicht sein; es war nicht möglich, daß der Gute bei der Helle des Mondlichts den Weg verfehlt, sich verirrt oder einen der Abgründe hinuntergestürzt wäre, — auch war er ja so vollständig bei frischen Kräften und munter gewesen, — oder konnte ihm auf andre Weise Uebles widerfahren sein? Von einem reizenden Tier etwa? — Aber es war seit Jaren kein bissiger Wolf aus Lothringen herübergekommen . . .

Oder vielleicht durch Menschenhand? — Doch wer wäre so frevelhaft, in St. Silvesternacht sich mit bösen Gedanken zu tragen und einen einsamen Wandersmann aufzulauern? —

Je mehr er alles dies bedachte, um so größere Unruhe bemächtigte sich seiner. Schon am nächsten Tage schritt er denselben Weg hinauf, den er mit dem Freunde gegangen, und forschte auf dem engen Pfade und seitab im Walde nach seiner Spur; dann fragte er selbst in jenem Gehöft droben auf der Matte, wo der Vermißte an jenem Abend Einkehr zu halten gedacht — man konnte ihm nur sagen, was man schon dem vor ihm gekommenen Boten der Holzbäuerin mitgeteilt hatte: man war bis über die Wende des Jares hinaus wach geblieben und hatte in jeder Minute noch seinen Eintritt erhofft, — aber er hatte sich

nicht eingestellt! Und dann schaute der junge Meister selbst den noch ziemlich weiten und, da frischer Schnee gefallen, um so beschwerlicheren Weg höher hinauf in's Gebirge, bis zu seinem Gehöfte nicht, — er ging denselben Pfad, den der Gesuchte stets zu beschreiten pflegte, und schaufelte den Schnee auf und spähte hochklopfenden Herzens aus nach rechts und links, — nirgends, nirgends eine Spur von ihm . . .

Die Holzbäuerin weinte unaufhörlich vor Sorge und Schmerz, sie wurde noch untröstlicher, als ihr der junge Meister sagte, daß er am Abend des Silvestertags den halben Weg bis zur Matte mit ihm gegangen, — es war ihr nun unzweifelhaft, daß ihm auf der kurzen Strecke bis zur letzteren etwas begegnet, daß er, bald nachdem sich die beiden getrennt, irgend einen schmälchen Tod gefunden: „Gott im Himmel, nur können wir ihm nicht einmal ein rechtichaffenes Grab bereiten!“ schluchzte sie, und ihr Sohn — es war ihr einziger —, der mit seiner jungen Frau in demselben Gehöfte wohnte, mußte alle Mühe aufwenden, um sie in diesen qualenden Gedanken nur einigermaßen zu beruhigen und anrecht zu erhalten.

Wochen vergingen und nun erst mißte sich in das traurige Empfinden Jakob Barthold's bald wie tiefe Wehmut, bald wie eine unwillige Anklage stärker und schärfer ein, und er sagte sich's deutlicher und mit noch tieferem Schmerz, was gerade er, in dieser Zeit, in gegenwärtiger Lage an dem Freunde verloren, was er ihm noch hätte werden können, was er für ihn in bezug auf seine Neigung zu tun imstande gewesen sein würde, — und es waren unsäglich traurige, kummervolle Tage, die er jetzt durchlebte.



Das Verschwinden des Holzbauern machte natürlich in all den Kreisen, in denen er befant war, und auch im Dorfe viel von sich reden, man sprach die verschiedensten Mutmaßungen über die Ursache desselben aus, aber es waren eben nur leere, unklare Vermutungen, für die nirgends ein fester Anhalt vorhanden. Auch in der „goldnen Traube“ hatte die Nachricht davon nicht geringe Aufregung hervorgerufen; hielt doch der Holzbauer dort so häufig Einkehr und war gern gesehen. Neugier und Bestürzung wurden hier sogleich der Anlaß, daß man den jungen Schmied, der in der Woche mindestens ein parmal hinüberging und unbefangen über sein letztes Zusammensein mit dem Holzbauer berichtet hatte, mit allerhand Fragen bestürmte, wo er sich von dem letzteren getrennt, wie das Benemen desselben gewesen, was er zuletzt mit ihm gesprochen . . . Was diesen Punkt anging, so konnte Jakob Barthold nichts Genaueres darüber sagen, obgleich er bereits wiederholt daran gewesen, Helene, die ebenfalls einmal, wenn auch nur flüchtig und mit einiger Befangenheit, zu ihm gesprochen, von dem Gespräch, das sie unmittelbar vor ihrem Abschied miteinander gehabt, zu erzählen, — ging es doch niemanden mehr an, als sie beide und wollten ihm doch jetzt erst recht des Freundes letzte Worte wie eine Ermunterung erscheinen, entschlossen das Recht, das ihm seine innige, wahrhafte Liebe auf das schöne Mädchen gab, zu behaupten und nichts unversucht zu lassen, um zu seinem, und wolt's Gott, zu ihrem beiderseitigen Glücke zu gelangen. Aber eine gewisse Schüchternheit und die leise Hoffnung, daß der Holzbauer noch irgendwie auftauchen werde und durch seine Vermittlung sich alles vielleicht schneller und leichter geben könne, hielt ihn immer wieder davon zurück.

Da kam ein Februartag, der ihn jätlings und für immer dieser Hoffnung berauben sollte.

Es war Tauwetter eingetreten, es zeigte sich allenthalben schwarze Schurven im Schnee, schmutziger und dünner wurde von Tag zu Tag die weiße Decke über dem Tal und den niedrigeren Höhen, und die Luft ging mild. Zu den Gründen und Schluchten schossen und ränschten die Wasser und rissen am brodelnden Erdreich und spülten die Hüllen des Winters hinweg. Man konnte von den Bergrändern tief, tief auf das entfesselte Leben da drunten hinuntersehen. Und da hatte eines ruhigen sonnigen Morgens auch ein Menschenauge einen Körper von seinesgleichen — einen Toten in der Tiefe, weit unten, aber immer noch ein Stück über dem quirlenden, schäumenden Gewässer erblickt, zwischen felsige Faden eingeklemmt, die ihn wie zwei harte kräftige Arme festhielten, um ihn nicht weiter, einen Raub der Fluten, in den Abgrund hinabrollen zu lassen. Der es sah, rief einen andern herbei und stieg mit ihm über die zerrissenen Felsstufen hinunter. Eine grüne abgebrochene Tannentrone — sie war von einem jungen Baum, der dicht daneben auf dem steinigen Boden stand — lag über dem Haupt des entseelten Mannes, manigfach Gesträuch und verworrenes Gestrüpp rankte sich um ihn herum und hatte wol im Verein mit der sonderbaren Höhlung des Felsens den Weitersturz verhindert. Der Tote war barhäuptig; die Linke ruhte ihm auf dem Herzen, den andern Arm hatte er weit von sich gestreckt, die Hand krampfhaft zusammengepreßt. Die Augen waren fest geschlossen, doch zeigten seine Züge verstörten Ausdruck, das Gesicht war blutig, an der linken Wange aufgeschwürt, und an der rechten Schläfe fand man eine tiefe, klaffende Wunde. Es schien nicht sogleich zu bestimmen, ob die letztere die Folge heftigen Anpralls auf das spize Gestein, das überall umherlag, oder nicht vielmehr der Wirkung eines mit einer scharfen Waffe gegen sein Haupt gefürten gewaltigen Hiebess zuschreiben war.

Daß der Aufgefundenene der Holzbauer war, stellte sich bald heraus, und die gerichtliche Untersuchung, die unmittelbar darauf an der Leiche vorgenommen wurde, wollte es als feststehend ansehen, daß man den Entseelten auf gewaltsame Weise um's Leben gebracht und dann, um einesteils die Tat vorläufig zu verbergen, andernteils um den Schein zu erwecken, als sei ihm lediglich ein Unglück zugestoßen, in die Schlucht hinuntergestürzt hatte.

Das Entsetzen, welches den jungen Mann ergriff, als ihm diese Umstände mitgeteilt wurden, war unbeschreiblich, und er wollte sich bittere Vorwürfe machen, daß er den Freund den weiteren Weg hatte allein gehen lassen und nicht vielmehr bis zu seinem nächsten Ziel in seiner Begleitung geblieben war. Das Unerhörte und ihm noch jetzt kaum Glaubhafte mußte unmittelbar, nachdem sie von einander Abschied genommen, geschehen sein; denn nur eine ganz kleine Strecke von jener Stelle entfernt, war der Leichnam am steilen Felsabsturz gefunden worden.

Aber dem Meister stand noch Schlimmeres bevor.

Die Tatsache nämlich, daß sich Jakob Barthold zuletzt in der Gesellschaft des Holzbauern befunden, genügte der Behörde, sobald sie davon Kenntnis erhalten, die Verhaftung desselben zu veranlassen, da sie hinreichenden Verdacht zu haben glaubte, ihm die Urhebererschaft an dem nach ihrer Ansicht in diesem Falle zweifellos verübten Verbrechen beizumessen. Der arme Jakob Barthold! Schon der Gedanke, daß man ihn einer solchen Untat fähig hielt, brachte ihn der Verzweiflung nahe, er mußte aber nichtsdestoweniger, so sehr er seine Unschuld beteuerte, mit sich geschehen lassen, was einmal über ihn verhängt war; als man ihn in's Gefängnis abführte, hatte ihn der Schmerz über das gräßliche Ereignis und die tiefe, unverdiente Kränkung, die man ihm zufügte, schon ganz energie- und willenlos gemacht, er war stumpf und one jede Empfindung für alles um ihn her.

Im Dorfe war man über das Geschehene verschiedener Meinung. Während die einen an eine Untat gar nicht glaubten, sondern vielmehr zu der Ansicht neigten, daß der Holzbauer ausgeglitten und so in den Abgrund hinuntergestürzt sein möge, waren andere gar schnell und fest davon überzeugt, daß an ihm ein Verbrechen verübt worden sei, — und zwar ganz sicher und gewiß von Jakob Barthold, dem stillen, verschlossenen Menschen, der sonst niemandem einen Blick in sein Weisn gönnte und one Frage sich nur den Holzbauer vertrauter zu machen gewußt hatte, um dann desto leichter an ihn heranzukommen und ihn zu berauben. Wußte man doch, daß dieser, wenn er von seinen Geschäftskreisen heimkehrte, immer eine größere oder geringere Geldsumme bei sich trug, — sicherlich hatte sich Jakob Barthold zu vergewissern vermocht, daß dies an jenem Abende des Silvestertags in erhöhtem Maße der Fall war.

Zu denen, die den jungen Meister in dieser Weise anschildigten, gehörte in erster Reihe Frits Kolin. Noch an demselben Tage, an welchem man ihn verhaftet hatte, kam er in die Schenkstube der „goldnen Traube“, wo er den alten Hegmar und Helene allein anwesend fand.

„Nun liegt's klar, wofür ich den Strauchhub' immer angesehen hab!“ meinte er mit grinsendem Lächeln. „Gott sei's gedankt, daß man ihn uns nun hoffentlich für lange Zeit aus dem Gesicht gerückt!“

Aber der Traubenvirt sprach dagegen. Wenn der Meister auch nicht grad sein Freund gewesen, könne er ihm doch eine solche Heimtücke nicht zutrauen, sagte er, — es wäre zu entsetzlich, wenn er's dem Holzbauer so bitter gelohnt, daß ihm dieser bei jeder Gelegenheit das Wort geredet, wie Frits Kolin am besten wissen würde, — von der Weihnachtswoche her, da er sich noch feinetwegen mit ihm selbst entzweit. Der Alte stand nachdenklich am Fenster, wendete sich aber am Schluß seiner Rede nach dem jungen Kolin um und sah ihn mit einem eigentümlich prüfenden Blick an, wie als ob er die Wirkung derselben auf ihn beobachten wollte.

„Donner und Blitz!“ schrie dieser heraus, indem er dabei stark auf den Tisch aufschlug. „Schweigst still davon, — ihr wißt, ich mag's nicht hören!“

Helene bemerkte diesmal sein wildes Auffahren mit kaum verhohlenen Anmut.

„Du hättest dir's sparen können, Frits, — wie konntest du auch Jakob Barthold so hart angehen, da du wußtest, daß dem Holzbauer drob die Stirn schwoill!“

Sie sagte es mit einer gewissen Strenge, indem sie ihn dabei mit einem fast strafenden Blicke ansah. Sein außerordentlich hitziges Anstreben wider den jungen Schmied an jenem Nachmittag war ihr in der Tat um so unangenehmer erschienen, je weniger, wie sie sich gestehen mußte, ihm dieser damals eine Veranlassung dazu gegeben hatte. Dann aber hatte sie auch, als jene Szene stattfand, noch unmittelbar unter der Wirkung der letzten von Jakob Barthold zu ihr gesprochenen Worte, die ihr immerhin eigentümlich an's Herz gerührt, gestanden, und die zornige Rede, die nachher der Holzbauer Frits Kolin entgegengeschleudert, erhielten bei ihr nun dadurch eine noch erhöhte, eindringlichere Bedeutung, als es die letzten Worte gewesen, die sie aus dem Munde desselben so kurz vor seinem plötzlichen Tode gehört. Sie besaß freilich, da sie keine Kenntnis von dem Vorgange hatte, auf den sie anspielten, noch nicht das rechte Verständnis dieser Worte, — aber soviel war gewiß: sie hatten auch in ihren Augen einen Schatten auf Frits Kolin geworfen und sie mit einem sonderbaren Mißtrauen gegen ihn erfüllt. Zugleich war ihr das Benehmen des Schmieds ihm gegenüber so edel zurückhaltend



und würdig erschienen, wie es in der That gewesen, sie hatte wirklich fast eine Regung mittheilsvoller Theilnahme an dem, dem wenigstens in jenen Augenblicken unverdienten Unrecht wiederfahren, empfunden, wie er so still, — mit seinem trübem Lächeln hinausgegangen war, — mochte in ihrem Herzen auch noch keineswegs ausgewischt, — überwunden sein, was sie eine so große Abneigung wider ihn empfinden ließ, so war es doch eben ein Frauenherz, das sie im Busen trug, ein trotz allen Eigensinns weiches, gefühlswarmes Frauenherz, in welchem es schnell in anderer Weise widerklang, wenn nur die rechte Saite darin angeschlagen worden war. Und diese Saite mußten die innigen, wehmütigen Worte des jungen Meisters angeschlagen haben. „Ich bin ein ehrlicher Mensch, der Niemand etwas zu Leid getan, —“ wie warmherzig und gutmütig er das gesagt hatte, und welche schönes, ehrendes Lob ihm der Holzbauer gegeben, — nein, es konnte auch ihr gar nicht wahrscheinlich sein, daß er dem letzteren so schmälich vergolten, so großen Frevel an ihm vollführt.

„Auch mein ich nicht, daß du ganz Recht hast!“ fügte sie darum ihren letzten Worten, wenn auch etwas weniger hart, zögernd und stockend hinzu. „Man wird's schwerlich dartun können, daß der Meister die Hand gegen den Holzbauer erhoben, und ich mag's nicht glauben. Was auch konnt's ihm nützen?“ —

Fritz Kolin wußte kaum, ob er recht gehört hatte, so sehr war er durch Helenens Worte überrascht. Er hatte erwartet, bei ihr dieselbe Freude, die schadenfrohe Genugthuung anzutreffen über das, was Jakob Barthold widerfahren. Statt dessen war sie gleich ihrem Vater geneigt, den Verhafteten, von dem sie sonst nur mit unverholnem Unwillen, mit rücksichtsloser Verachtung gesprochen, in Schutz zu nehmen, für ihn einzutreten, seine Schuld zu bestreiten, — das Blut begann ihm wieder heißer zu werden, er gedachte von neuem ihres Alleinseins mit Jakob Barthold, ehe er an jenem Nachmittag eingetreten, und wilde Eiferjucht quoll auf's neue in seinem Herzen empor. Er war bisher überzeugt gewesen, daß Helene ihn liebte, — hatte Jakob Barthold ihm ihr Herz entfremdet und es für sich einzunehmen gewußt?

„D, der Trugbeld hat ganz sicher gewußt, was der Holzbauer bei sich im Säckel gehabt“, rief er unwillig. „Das Geld hat ihn gelockt, das blante Geld, — weiß der Himmel, wohin es der Strauchhub versteckt!“

So laut und in scheinbarer Entrüstung er die Worte hervorstieß, um die beiden andern von der Richtigkeit dieser Ansicht zu überzeugen, hatte er doch damit kein Glück. Ehe noch das Mädchen den Mund öffnete, um ihm zu antworten, begann schon der Traubenwirt ihm jetzt wieder mit lebhaftem Widerspruch entgegenzutreten. Für so schlecht, aus reiner Habsucht eine so böshafte That an einem, den er seinen Freund nannte, zu begehen, könne er den Schmied nicht halten, meinte er auch jetzt, und er sprach lauter und bestimmter, als es sonst seine Art war; denn es verdroß ihn heimlich, daß jener in so gehässiger Weise den Verdacht wider den Verhafteten, dem man bis jetzt noch nicht die geringste Schuld nachweisen konnte, zu steigern sich bemühte, und es hatte sich schon vorher, als Helene ihm sagte, daß Fritz Kolin jenen ihm so unliebhamen Auftritt in seiner Wirtschaft mitwillig herbeigeführt, ein leiser Unwillen wider ihn in seinem Herzen geregt. Mit welchem Rechte — mochte er bei sich selbst denken — will er also dem Meister wegen desselben zürnen, mit welchem Zug gerade durch diesen Vorgang sich für berechtigt halten, jetzt mit so großer Bestimmtheit gegen ihn auszusprechen? — Denn wenn er auch, wie er vorhin selbst sagte, Jakob Barthold sonst keineswegs günstig gestimmt war, so verlangte es doch sein Gerechtigkeitsempfinden, in einer so ernstlichen Sache, wo dessen ganze Ehre, sein ganzes Lebensglück auf dem Spiele stand, one weiteres rücksichtslos den Stab über ihn zu brechen, während man in Wahrheit noch nichts gegen ihn vorbringen konnte, als eben nur die Tatsache, daß er den Holzbauer an dem Abende, an welchem aller Wahrscheinlichkeit nach die Untat begangen worden, begleitet hatte. Oder regten sich in dem Traubenwirt etwa schon andere Bedenken, hatte er den Holzbauer, als er mit so großer Entschiedenheit wider Fritz Kolin auftrat, richtig verstanden, suchte er nach andern Gründen, die jemand zu einer Untat gegen ihn veranlaßt haben konnten, als sie der letztere geltend zu machen suchte — Gründe, die mit der Person des jungen Mannes nicht das geringste zu tun hatten und ihm Verdacht in ganz entgegengesetzter Richtung weckten? —

Jedenfalls verstimmte es Fritz Kolin in einem höheren Grade, als sich auch der Traubenwirt wiederholt so bestimmt auf des Schmieds Seite stellte. Es war etwas geschehen, — redete er

sich ein — was die beiden, ihn und seine Tochter, so plötzlich gegen ihn eingenommen hatte, er war verleumdete worden, Jakob Barthold hatte ihn anzuschwärzen gewußt und sie hingegen für sich gewonnen, daß er ihnen so schnell in einem günstigeren Lichte erschien, als sonst, — und je fester er davon überzeugt war, desto höher stieg sein Zorn wider denselben. Aber er schien nicht mehr die rechten Redewendungen zu finden, um diesen Zorn zum Ausdruck zu bringen, so sehr er ersichtlich in ihm arbeitete; denn sein Gesicht war von glühender Röthe überzogen, und der Traubenwirt urtheilte nicht falsch, wenn er dieselbe auch einer gewissen Berlegenheit zuschrieb, in welcher er sich dem geringen Erfolg gegenüber, den seine wider Jakob Barthold ausgesprochenen Anklagen hier erlangten, befand. Helene freilich sagte nichts mehr, als sie die verdrossene Stimmung merkte, in welcher er durch ihren und des Vaters Widerspruch versezt worden war, — nichtsdestoweniger glühte offenerer Unwille gegen sie in dem kurzen, raschen Blick, den er ihr zuwarf, als er bald darauf mit unfreudlichem Gruß das Zimmer verließ. Auch wenn er's gewollt, hätte er seinem Verdruss wider sie nicht wol Luft schaffen können; denn es hatten sich inzwischen zu ihm noch andere Gäste in die Schenkstube gestellt, die ihre und des Vaters Aufmerksamkeit in Anspruch namen . . . .

Jakob Barthold litt in seiner Gast die entsetzlichsten Qualen. Während der ersten Stunden derselben vermochte er unter der Gewalt des so unerwartet über ihn hereingebrochenen Unglücks kaum etwas anderes als, auf das tiefste niedergebogen, stumm und völlig vernichtet vor sich hin zu brüten, unfähig, mit klaren Gedanken seine Lage zu erfassen. Wie er aber wieder zu denken begann und diese letztere in dem richtigen Lichte sah, bedurfte es auch nicht langen Erwägens, um auf das Mittel zu kommen, welches ihn aus derselben befreien konnte, befreien mußte. Er für seine Person hatte die Anschuldigungen, die in den vom Holzbauer an jenem Tage kurz vor Silvester dem jungen Kolin entgegengerufenen Worten gelegen, völlig richtig verstanden; war ihm doch von dem Freunde über den nächtlichen Besuch der beiden bei ihm und über das, was unmittelbar darauf den häufigsten Gesprächsgegenstand an der Grenze bildete, vorher ganz erschöpfende Mittheilung gemacht worden, und wußte er doch auch, daß das nach seinem Weggang an jenem Nachmittag in der „goldnen Traube“ zwischen dem Holzbauer und Fritz Kolin Vorgefallene dem letzteren hinreichend glaubhafter Grund gewesen sein konnte, auf Rache für den ihm, freilich ganz mit Recht, in Helenens und des Traubenwirts Gegenwart angetanen Schimpf zu sinnen.

Er ließ sich also in's Verhör nehmen und machte dem Richter die dieser Sachlage entsprechende Mittheilung, indem er auch dabei auf die beiden Zeugen nannte, als seine Zeugen verwies. Dieselben wurden denn auch alsbald vernommen, und während sich Helene in ihren Aussagen sehr zurückhaltend zeigte, erzählte ihr Vater nicht nur den ganzen Verlauf jener Szene, sondern gestand auch offen, daß ihm mit Rücksicht auf dieselbe, sobald er von einer an dem Holzbauer begangenen Untat gehört, der Gedanke aufgestiegen sei, Fritz Kolin werde in ungezämtem Zorn dem letzteren eine blutige Vergeltung zugebracht und, ob mit Willen oder nicht, seinen Tod herbeigeführt haben. Darüber nun freilich, ob das, was diese zur Folge gehabt, mit voller Absicht geschehen sei oder nicht, schien der Umstand keinen Zweifel zu lassen, daß sich einmal die dem Holzbauer beigebrachte tödtliche Kopfwunde nach der Ansicht des Gerichts, one Frage als die Wirkung eines mit aller Festigkeit wider ihn gefürten Hiebs erwies, und damit, daß der Getötete seiner nicht unerheblichen Verwundung, die er, wie schon festgestellt, an jenem Abend bei sich geführt, vollständig beraubt worden war. Im Zusammenhang aller dieser Umstände mit jenem die Grenzaufsichtsbehörde noch immer beschäftigenden Schmuggel, inbetreff dessen die beiden Kolin ihre Entdeckung als Täter von Seiten des Holzbauern um so mehr zu fürchten hatten, als dieser während des erwarteten Streits mit dem einen von ihnen eine darauf hinauslaufende Absicht schon durchaus deutlich hatte merken lassen, im Zusammenhang damit mußte nun allerdings das Gericht zu der Meinung gelangen, daß die Urheberschaft an dem Verbrechen den beiden Kolin mit fast erdrückender Beweiskraft zur Last gelegt werden durfte, daß sie daher in Haft zu nehmen, dagegen die Freilassung Jakob Barthold's, hinsichtlich dessen man nun auch sonst der Ueberzeugung von seiner Schullosigkeit zuneigte, zu veranlassen sei.

So geschah es denn auch. Kolin Vater und Sohn wurden gefänglich eingezogen, ungeachtet sie ihrer Verhaftung den äußersten Widerstand entgegensezten und durch den auf sie geworfenen Ber-



dacht sich gröblich beleidigt und höchlich entrüstet zeigten. Der jüngere zumal hatte sich durchaus nicht fügen wollen und war fast unter Anwendung von Gewalt in's Gefängnis gebracht worden. Ihre Verhaftung erregte im Dorfe noch weit größeres Aufsehen, als es bei derjenigen des jungen Schmieds geschehen war. Denn wenn man diesen one weiteres des an dem Holzbauern verübten Mords fähig gehalten hatte, so wollte jetzt dieselbe Uebersal der Dorfbewohner unter keinen Umständen an eine so schwere Schuld jener beiden glauben, während allerdings andererseits die mancherlei Mittheilungen über das von diesen betriebene Schmuggelhandwerk und alle übrigen Umstände, die alsbald verbreitet wurden, diejenigen, die in diesem Sinne am heftigsten für die Verhafteten Partei ergriffen, doch einigermaßen in Verlegenheit geraten ließen. Der Grimm dieser letzteren richtete sich denn auch hauptsächlich gegen die Freilassung Jakob Barthold's, dem sie so von Herzen gern sein trauriges Geschick gegönt und ihn im günstigsten Falle, ganz wie sich auch Fritz Kolin gegen Helene und den Traubenwirt ausgesprochen, für immer dem Kerker überwiesen geglaubt hatten.

Man machte dem jungen Meister gegenüber von dieser Seite auch gar kein Hehl aus solchen Gefinnungen wider ihn, — und so füllte sich der Arme auch nach seiner Entlassung aus dem Gefängnis — seine Haft hatte nur acht Tage gedauert — fast mehr noch als durch alles schon Erlittene infolge dieser gegen ihn fort und fort an den Tag gelegten Feindschaft innerlich tief verletzt und niedergedrückt. Die Behörde hatte ihm keine Schuld nachweisen können und ihn selbst mit dem Ausdruck ihrer Teilnahme freigegeben, — aber die um ihn wohnen, mit denen er zum Teil täglich zusammentraf, sahen ihn mit verächtlichen Blicken an, ließen ihn merken, daß er in ihren Augen doch der Verbrecher, der Mörder war, und daß ihnen die härteste Bestrafung, die er erfahren, gerade als die rechte, — die verdienstliche erschiene wäre. Solcher Gehässigkeit gegenüber empfand er mit um so größerer Freude die verschönertere Stimmung, die sich auf der andern Seite infolge der jüngsten Ereignisse in dem Benehmen einzelner Dorfbewohner gegen ihn doch auch wieder aussprach und die

ihren Grund in einer stillen Anteilnahme an dem ihm widerfahrenen Unrecht hatte. Namentlich ließ ihn auch der alte Hegmar jetzt immer freundlichere Gesinnung merken; nur schmerzte es den jungen Meister tief, daß sich Helene nun wieder fernere von ihm hielt als er erwartete. Sie sprach wol dann und wann ein Wort zu ihm; aber sie schien jedem längeren Gespräch wie früher aus dem Wege gehen zu wollen und zeigte eine seltsame, ihm unerklärliche Befangenheit. Freilich mußte diese Befangenheit jedem andern als ihm nur durchaus natürlich scheinen, — es waren quälende Gedanken, die sie bewegten, und von denen sie nicht loszukommen vermochte. Nein, sie hatte Fritz Kolin nie geliebt, und die ganze ihr anezogene Borntheit ihres Wesens sträubte sich jetzt, da sie selbst anfang, an sein und seines Vaters verbrecherisches Treiben zu glauben, gegen den Gedanken, daß es je geschehen, — nein, sie wollte mit einem gewerbsmäßigen Schmuggler, mit einem Menschen, dem man noch schlimmeres zur Last legte und der deswegen hinter Schloß und Riegel saß, nichts gemein haben, — und doch war es eben das Bewußtsein, daß man es im Dorfe glaubte, und daß sie durch ihr früheres Benehmen dem jungen Kolin gegenüber nicht zum geringsten Teile zu dieser Meinung selbst Anlaß gegeben, was sie mit Unwillen und Verdruß erfüllte und sie gerade Jakob Barthold gegenüber am meisten verlegen machte. Dann, war dieser nicht selbst oft genug Zeuge gewesen, wie sie im vertraulichen Geplauder mit ihm gesehen, wie es ihr beinahe eine stolze Genugthuung war, wenn ihm jener im trozigen Uebermut seine volle Verachtung hatte merken lassen, — war es nicht gerade er, Fritz Kolin, gewesen, mit dem sie an der Kirchweih ihm zu noch größerem Aergerniß sich im Tanz durch den Sal geschwungen, nachdem sie ihn selbst mit deutlich offenbartem Born abgewiesen? — Es wäre weit gefehlt gewesen, anzunehmen, daß sie etwa darüber taum empfunden hätte, — aber es war Scham, tiefe Scham, die sie ihm wie allen andern gegenüber, mit denen sie häufigeren Umgang pflegte, so befangen, so unsicher in ihrem ganzen Wesen erscheinen ließ.

(Fortsetzung folgt.)

## Poetische Aehrenlese.

Unsere Zeit.

1.

Auf dem grünen Tisch prangen Kreuzfing und Kerzenlicht,  
Schöpfung und Käte, schwarz gekleidet, sitzen ernst dort zu Gericht,  
Denn sie luden vor die Schranken unsre Zeit, die Freolerin,  
Weil sie trüb und unheil drohend und mit sturmbewegtem Sinn!

2.

Doch es kommt nicht die Genußne, denn die Zeit sie hat nicht Zeit.  
Kann nicht stille steh'n im Sale weltlicher Gerechtigkeit.  
Während sie zwei Stunden harten, ist sie schon zwei Stunden fern;  
Doch sie sendet ihren Anwalt, also sprechend zu den Herrn:

3.

„Lästert nicht die Zeit, die reine! Schmäht ihr sie, so schmäht ihr euch!  
Denn es ist die Zeit dem weißen, unbeschriebnen Blatte gleich!  
Das Papier ist one Kastei, doch die Schrift darauf seid ihr!  
Wenn die Schrift jaust nicht erbaulich, nun, was kann das Blatt dafür?“

4.

Ein Pokal durchsicht'gen Glases ist die Zeit; so hell, so rein,  
Wollt des süßen Weins ihr schlürfen, gießt nicht eure Hefen drein  
Und es ist die Zeit ein Wohnhaus, nam ganz stattlich sonst sich aus,  
Freilich, seid ihr eingezogen, scheint es oft ein Narrenhaus.

5.

Seht, es ist die Zeit ein Saatfeld; — da ihr Disteln ausgesät,  
Ei, wie kont ihr drob euch wundern, daß es nicht voll Hosen steht?  
Cäsar sieht auf solchem Felde Schlachten der Unsterblichkeit,  
Doch auch Menschen, zum Entlaufen, ist es sattfam groß und weit.

6.

Zeit ist eine stumme Harfe! — prüft ein Stümper ihre Kraft,  
Heulen jammernd Hund und Kater in der ganzen Nachbarschaft! —  
Nun wol an, so greift begeistert, wie Amphion fest darein,  
Daß auch Strom und Wald euch lausche, Leben sare in den Stein!“

Anastafus Grün.

## Humanität.

Eine Winterplauderei von einem Arbeiter.

Früh gefallener Schnee! — Das Leichentuch der Natur hat man ihn genant. Mit bergender Hülle bedeckt er die letzten Reste der Vegetation des scheidenden Jahres und gibt der verstorbenen Natur einen feierlichen Charakter; so stellt es sich dem Auge dar, diesen Eindruck macht es auf das Herz des Menschen.

Früh gefallener Schnee! — Urbild des Reinen! Er ist das Leichentuch, unter welchem ein in treuer Pflichterfüllung vollendetes Leben zu Grabe geht; nicht minder stellt er aber das wärmende Bett unter dessen Schutze eine neu geborene Natur die ersten zarten Keime entwickelt, die Keime zu den Blüten eines neuen Venzes, zu den Früchten des kommenden Sommers und Herbstes.

So war mein Gedankengang, als ich eines Morgens die nur spärlich angebaute Straße einer entlegenen Vorstadt passirte. Müßig schritt ich vorwärts, denn Zeit ist Geld, und der Arme muß manchen Schritt tun, bis er von dieser Grundlage der Existenz die erforderliche Menge erworben hat. Die Sonne leuchtete mit mildem Glanz über die tiefer herabsinkende Nebelschicht, welche nunmehr für die zarten Formen von Busch und Baum den passenden Hintergrund bildete. — Was war das? Von jener Erle rieselte es herab, wie ein Regen von Diamanten und Rubinen. Ach es waren nur Krystalle von Schnee und Reif, welche sich von den Zweigen des Baumes durch aufsteigende Vogel gelöst hatten und im Fallen diese täuschenden Lichtreflexe bildeten. Da kommen sie auch schon geflogen, — arme Spazier, Proletarier der Vogelwelt! Euch gehts jetzt auch schlecht, alles mit Schnee bedeckt, die Menschen wohnen dünn in dieser Gegend, wo werdet ihr euer Frühstück hernehmen?

Aber sie hüpfen in hurtigem Fluge, noch ein Par, noch drei, vier, alle nach derselben Richtung. Mit dem Auge folgend sehe ich, wie in einem Gärtchen ein Teil des Weges geäubert ist, und die geschäftige Hand einer jungen Frau Brodkrumen streut. Sie mußte von den Vögeln schon gefant sein, denn alle flogen eilig hinzu und pickten fast unter der Hand der Geberin die gependete Gabe.

Es tut wol, zu sehen, wie der Mensch sich mit rührender Sorgfalt um seine Mitgeschöpfe bemüht, es gewärt Trost und Beruhigung, zu wissen, daß einzelne und Vereine bemüht sind, den Tieren nach Möglichkeit Schmerz zu ersparen und ihnen ihr Dasein zu erleichtern; liegt doch der Gedanke so nahe, daß das Gleiche in erhöhtem Maße auch an



Mitmenschen geübt werde. — Ja wir leben im Zeitalter der Humanität.

Unter diesen Betrachtungen war ich dem mehr bewohnten Teile der Vorstadt näher gekommen. Warum kamen mir diese Gedanken gerade jetzt? Sollte mir die brutale Handlung, deren Zeuge ich in diesem Augenblicke wurde, durch den jähen Uebergang nur fühlbarer werden, konnte nicht lieber diese Handlung selbst ihre Schatten voraus werfen?

Hinter dem Gebüsch, in einiger Entfernung vor mir, sah ich, wie zwei Menschen sich mit einem zappelnden Gegenstand eilig zu schaffen machten, gleich darauf höre ich einige klägliche Schreie und dumpfe Schläge, als mit Heftigkeit auf einen weichen Gegenstand geführt. Ich beschleunigte meine Schritte und unterscheide auf dem weißen Hintergrund ein hängendes Tier, welches von zwei Burschen mit Schaufel und Besen, wie sie eben zum Wegräumen des Schnees gebraucht sein mochten, heftig geschlagen wurde. Die Burschen nahmen bei meiner Annäherung die Flucht, vor mir hing ein ziemlich ansehnlicher, brauner Hund. Zwar wußte ich, daß ich kein Messer bei mir trug, doch hatte ich unwillkürlich in die Tasche gegriffen; da war mancherlei — Bristtasche, Sackuch u. s. w., aber nicht ein scharfer Gegenstand, mit welchem ich das Tau hätte durchschneiden können. Daß ich die arme Kreatur so nicht verlassen konnte, stand bei mir fest, denn das wiederholte Schreien, die zappelnde Bewegung, das Ragen am Tau sagten mir, daß sie sich würde noch lange quälen müssen. Nur ein Augenblick des Besinnens war nötig, im nächsten erfaßte ich den Ast so hoch ich langen konnte, warf mich mit einem Ruck vorwärts, und krach, da lag Ast und Hund, und ich daneben.

Nunmehr konnte ich die Schlinge lösen und den Hund befreien, er stand zwar zitternd da, aber er stand doch auf seinen Füßen.

Der Hund erhob den Kopf, öffnete die Augen, und schüttelte sich; ich mußte ihn seinem Schicksal überlassen, selbst auf die Gefahr hin, daß er seinen Reiniger abermals in die Hände falle.

Denkst du lieber Leser nun: „Macht der Mensch ein Wesen um einen erhängten Hund“, so sollte mir das leid tun, um deinetwillen. Was wollte ich mit dieser kleinen Geschichte bezwecken?

Es ist denkbar, daß der Herr des Hundes aus irgend einem Grunde sich seiner hat entledigen wollen, doch dann hat er sich als Mensch einer argen Pflichtverletzung schuldig gemacht, weil er nicht dafür sorgte und er dies auf diese unbarmherzige Weise geschehen ließ.

Der erzählte Vorfall drängt mir die Frage auf: Wie kommt es, daß trotz aller humanitären Bestrebungen immer noch so häufig Akte der Roheit gegen Mensch und Tier wahrgenommen werden?

Es ist war — das Leben ist ein Kampf, nicht allein gegen die natürliche und selbstgeschaffene Not, es ist auch ein Kampf des Guten mit dem Bösen! Dem Bösen entspringen aus den schlechten Leidenschaften des Menschen. Worin haben diese Leidenschaften ihren Grund? Der Mensch ist nicht böse von Natur, er wird es durch die Verhältnisse und durch die verkehrte Entwicklung seiner Anlagen und Triebe.

Es ist unbedingt war, daß derjenige Mensch, dessen Verstandes- und Geistesbildung von frühesten Jugend an auf das Gute gerichtet wird, zu höherer Vollendung seines sittlichen Willens gelangt, als der, welcher auch das Böse, als zum täglichen Leben gehörig, von frühesten Jugend durch Beispiel und Erfahrung in sich aufnimmt. Es ist war, daß dieselben Charaktereigenschaften, welche den Menschen häufig zum Bösen, ja zum Verbrechen füren, bei richtiger Entwicklung auch zu guten, ja zu großen Handlungen hätten füren können.

Im vorliegenden Falle sprechen wir von der Beförderung humaner Gesinnungen und Grundätze. Es kann allen Eltern und Erziehern nicht dringend genug an das Herz gelegt werden, wie notwendig es ist, das Kind, vom Erwachen seines Empfindungsvermögens und seiner Erkenntnis an, zu gewöhnen, daß es jedem, auch dem geringsten Geschöpfe und sei es eine Fliege, ein Käfer, ein Schmetterling, allen Schmerz erspare, — und ach wie viel wird hierin gefördert!

Unterlassen wir diese Sorgfalt, so dürfen wir uns nicht wundern, wenn uns ein Geschlecht erwächst, welches roh und gefüllos ist gegen Tiere, und nur durch Furcht vor dem Staatsanwalt abgehalten wird, es nicht auch gegen Menschen zu sein.

Rein wie frisch gefallener Schnee möge man immer die auf das Herz des Kindes wirkenden Eindrücke zu erhalten suchen, damit sie die schützende Decke seien, unter welcher sich die zarten Keime seiner natürlichen Anlagen entwickeln, zu einem Frühling voll Blüten, zu einem Sommer und Herbst voll Frucht. Dann wird man unsere Nachkommen einst nicht der Lüge zeihen, wenn sie sagen:

„Wir leben im Zeitalter der Humanität.“

**Zudereichorn im berliner Aquarium.** Im September 1879 erhielt das berliner Aquarium ein Pärchen jener behenden und munteren Bewohner von Neusüdwales, Neu-Guinea und Norfolk, die unter dem Namen Zudereichorn oder fliegendes Eichhorn bekannt sind. Im Mai dieses Jahres hat sich nun die kleine Familie um ein drittes vermehrt und das war für den durch seine trefflichen Zeichnungen in „Vehms Tierleben“ weitbekanntem Künstler, G. Mägel Veranlassung genug, um diese Gesellschaft einem größeren Publikum in dem Bilde auf Seite 124 vorzuführen. Diese Tierchen sind in Gestalt und Größe unsern Eichhörnern nicht unähnlich, gehören zur Familie der Kletter-

beuteltiere und zur Sippe der Flugbeutelbildige. Durch die zwischen den Beinen ausgespannte Flughaut erscheint der gestreckte, schlaffe Leib breiter als er wirklich ist. Sie haben einen kurzen, ziemlich dicken Hals, einen schlaffen Kopf mit ziemlich spitzer Schnauze, einen sehr langen, rüchlich schlaffen und buschigen Schwanz, lange aufrechtstehende stumpfspitzige Ohren und große halbkugelförmig vorstehende Augen. Die Beine sind kurz, die Behen, mit Ausnahme des Daumens, haben sichelförmig gekrümmte Krallen. Das Weibchen besitzt am Bauche einen Beutel in der Form einer sackartigen Falte, an deren Innenwand sich die Saugzitzen befinden. In den Beutel wird von der Alten das bei der Geburt winzig kleine Junge hineingetan und getragen, bis es sich soweit entwickelt, daß es selbst im Freien herumkriechen kann. Der Pelz des Zudereichornchens ist sehr dicht und außerordentlich fein und weich, die Platterhaut ist behaart und nur die Ohren sind im Innern nackt, von Außen wenigstens unten mit Haaren bedekt. Die obere Seite des Körpers zeigt aschgraue, die äußere Seite der Flughaut rufbraune Farbe, welche letztere aber weiß eingefärbt ist; ihre innere Seite aber ist dagegen weiß und schwachgelblich angehaucht, gegen den Rand hin bräunlich. Am die Augen zieht sich ein rufbrauner Streifen, der sich gegen die Ohren verläuft; über den Nasenrücken, die Stirn und die Mitte des Rückens läuft ein anderer Streifen, der vorn rufbraun, auf der Stirn aber von lebhaft kastanienbrauner Farbe ist. Die Schwanzwurzel ist hellaschgrau, die Spitze schwarz. Der Leib des Tierchens ist  $8\frac{1}{2}$  Zoll, der Leib 9 Zoll lang, während seine Höhe am Widerrist  $3\frac{1}{2}$  Zoll beträgt. Wie die Kletterbeuteltiere überhaupt, so lebt auch das Zudereichorn meist auf Bäumen, schläft versteckt in Baumkronen am Tage und wacht des Nachts, wo es sich seine Nahrung: Früchte, Blätter, Knospen und Kerbtiere sucht. Im Schlaf widelt es sich in seine Flughaut ein und liegt, zu einer Kugel zusammengeballt, da wie tot, so daß der, welcher es des Nachts gesehen, es kaum wiedererkennt. Aber so lichtscheu es am Tage ist und so unsicher es bei Licht seine Glieder bewegt, so lebendig ist es des Nachts und mit solcher Gewandtheit klettert es dann auf den Bäumen umher. Meist aber von unten nach oben, da es im umgekehrten Falle herunterspringt, wobei ihm seine Platterhaut sehr gute Dienste leistet. Auf der Erde kann es sich nur schlecht und ziemlich tölplich bewegen und es betritt den Boden auch nur, wenn die Bäume soweit auseinander stehen, daß es nicht von einem zum andern im Sprünge kommen kann. Was es aber im Springen zu leisten imstande ist, beweist die Tatsache, daß es fähig ist, einen achtzig bis neunzig Fuß entfernten Baum zu erreichen, wenn es nur in einer Höhe von dreißig Fuß abspringen kann; der Schwanz dient ihm dabei als Steuerruder. Der um die Erforschung des Tierlebens so verdiente Brehm erzählt folgenden Fall: An Bord eines an der Küste Neuhollands segelnden Schiffes befand sich ein Flugbeutel, welcher bereits so gezähmt war, daß man ihm gestatten durfte, frei auf dem Schiffe herumzulaufen. Das muntere Geschöpf, die Freude der ganzen Schiffsmannschaft, war hier so vertraut geworden, daß es bald auf den höchsten Mastspitzen, bald unten im Raum gesehen werden konnte. Eines Tages kletterte es nach seinem Lieblingsplatze, der Mastspitze empor, und da man besorgte, es möchte bei einem seiner Sprünge vom Sturme erfaßt und ins Meer geworfen werden, so entschloß sich einer der Matrosen, seinen Liebling herunterzuholen. Als er nahe an ihn herangekommen war, suchte dieser sich ihm zu entziehen und vermittelst einer seiner Luftsprünge das Deck zu erreichen. In demselben Moment legte sich aber das Schiff, von einem heftigen Windstoß gefaßt, derart auf die eine Seite, daß alle glaubten, der Flugbeutel müsse in die Wellen geschleudert werden. Mit einemmale änderte dieser aber mit Hilfe seines Steuerruders durch eine geschickte Wendung seinen Flug und kam unversehrt, im großen Bogen sich drehend, auf dem Deck an. So gewant er nach diesem Ist, so leicht ist er aber andererseits auch aus den angegebenen Gründen am Tage von einem geschickten Kletterer einzufangen. — Das Zudereichorn ist ein harmloses und gutmütiges Tier, das sich leicht zähmen läßt. Seine geistigen Fähigkeiten sind gering, doch wird dieser Mangel sehr gut ersetzt durch sein heiteres und lustiges, zierliches wie sanftmütiges Wesen. Sie sind vorwiegend Pflanzenfresser, doch will man an ihnen in der Gefangenschaft bemerkt haben, daß sie auch das Fleisch nicht verabscheuen. Die Tierchen sind gesellig, leben daher in den Wäldern immer mit mehreren ihres gleichen zusammen und befreunden sich in der Gefangenschaft auch mit dem Menschen, obgleich sie selbst in der Jugend sich nicht gern anfassen lassen, krazen und beißen oder sonstwie sich zur Wehre setzen. Aber allmählich gewöhnen sie sich doch an diese Gesellschaft und lecken sogar die Hand, aus der sie allerhand süßes Futter genascht haben. Ueber ihre Fortpflanzung konnten wir nichts näheres erfahren; auch im berliner Aquarium war man über den jungen Ankömmling überrascht und schaute mit Interesse dem Treiben des Jungen zu, das von seiner Mutter sorgsam und zärtlich gepflegt und behütet wurde. Es ist bei der ganzen Familie Ufus, daß die Mutter das Junge anfangs in dem Beutel trägt und später auf den Rücken setzt und derart herumerschleppt, wie das auch bei unserem der Fall ist.

**Seni an der Leiche Wallensteins.** (Illustr. Seite 125.) Ein Bild alles Vergänglichlichen, ein mahnendes Exempel allen Mächtigen, wie das Schicksal selbst den am höchsten stehenden plötzlich in den Staub werfen kann, liegt er da, der Gewaltige, vor dem einst die Wölfer ge-



zittert, dessen Kriegszüge die Länder verwüsten und der auf der Stufenleiter des Ruhmes eine der höchsten Staffeln erstiegen, so daß er selbst die blutbefleckte Hand nach einer Krönkrone auszustrecken wagen konnte — jetzt durchbohrt die Brust von der Partisanen eines seiner rauhen Krieger. Er, dessen Name binnen kurzem große Heere unter seine Fahnen sammelte, und zwar selbst dann, als der Kredit des im Garn der Pfaffen gefangenen Kaisers Ferdinand II. fast gänzlich vernichtet war, er, der eine Soldateska gezüchtet, die ebenso mit Stolz auf ihn blickte, wie sie eine Geißel des Menschengeschlechts war — niedergestossen von einem seiner Söldner, das ist ein tragisches Geschick. Und was mag der finstere Mann denken, der sinnend vor der Leiche steht! Noch garnicht lang ist's her, wo er mit dem tief Gefallenen aus den Sternen gelesen:

„Saturnus Reich ist aus, der die geheime  
Geburt der Dinge in dem Erdenchoß  
Und in den Tiefen des Gemüths beherrscht,  
Und über allem, was das Licht schaut, waltet.  
Nicht Zeit ist's mehr, zu brüten und zu sinnen,  
Denn Jupiter, der glänzende, regiert  
Und zieht das dunkel zubereitete Welt  
Gewaltig in das Reich des Lichts — Jetzt muß  
Behandelt werden, schnellig, eh' die Glücks-  
Gestalt mir wieder wegfleht überm Haupt,  
Denn stets in Wandlung ist der Himmelsbogen.“

Zawol, aber ebenso wandelbar ist auch der Menschen Glück, wie er an sich selbst erfahren mußte und es rächte sich nur allzubitter, daß er, der Gefürchtete, sein Glück in den Sternen suchte, anstatt tatkräftig zu handeln, an welchem Fehler er denn auch zugrunde ging. — Astrologie war zur Zeit des dreißigjährigen Krieges noch eine gern geübte Beschäftigung und auch der spätere kaiserliche Generalissimus Albrecht v. Wallenstein, aus dem alten deutschen Geschlecht derer von Waldstein, hatte auf seinen Reisen, die er mit dem berühmten Mathematiker Peter Vergundes unternahm, in Bologna und Padua astronomische und astrologische Studien getrieben. Später, 1629, wurde er mit dem berühmten Astronomen Kepler befaßt, der, trotzdem er durch seine wissenschaftlichen Leistungen die Astrologie vernichtete, dieser doch noch anhing und vermittlest ihrer Wallenstein sein großes Glück prophezeigte. Besonders Dant soll dieser große Gelehrte, den Kaiser Ferdinand II. an Wallenstein gewiesen, als er dem in großer Dürftigkeit lebenden Erfinder seinen Gehalt auszahlen sollte, für diese Glücksprophezeiung auch nicht geerntet haben, wenigstens erhielt er seine Forderung nicht beglichen und mußte, so hoch er vom nunmehrigen Herzog v. Friedland geachtet wurde, weiter hungern. Sei dem wie ihm sei, jedenfalls hat Schiller in diesem Verhältnis wie in der astrologischen Leidenschaft Wallensteins die Veranlassung zur Schöpfung seines Senf in seiner großen Tragödie-Trilogie gefunden und es ist bezeichnend genug, daß es gerade Senf ist, der Glücksverkünder, welcher der Gräfin Terzky den Tod ihres großen Schwagers und den ihres Mannes ankündigt. — Der Holzschnitt unseres Bildes ist angefertigt nach einem Gemälde Phylotz, der wol durch einige seiner Werke wie „Wallensteins Zug nach Eger“, „Tusnelbas Einzug in Rom“, „Die letzten Augenblicke der Girondisten“ u. s. w., und wenn nicht dadurch, so mindestens dem Namen nach den Lesern der „N. W.“ befaßt ist.

#### Aus allen Winkeln der Zeitsliteratur.

**Statistik der Theaterbrände.** Wenn man von den vielen Theaterbränden liest und hört, so kommt man leicht auf den Gedanken, daß eigentlich jedes Theater von vornherein dazu bestimmt wäre, abzubrennen. So fanden von 1853—1877 277 Theaterbrände statt; von 1871—1877 durchschnittlich per Jar dreizehn. Seit 50 Jaren ist die Zahl der abgebrannten Theater auf das vierfache gestiegen; die technischen Fortschritte haben daher auf diesem Felde gar keine Verringerung zum Bessern geschaffen. Um die Gefahr zu veranschaulichen, der das Menschenleben beim Abbrennen eines Theaters ausgesetzt ist, sei nur erwähnt, daß während der letzten hundert Jare 15 Fälle verzeichnet wurden, wo mehr als 20 Personen dabei umkamen. 1794 kamen beim Brande des Theaters in Capo d'Istria ca. 1000 Personen um, am 25. Mai 1845 beim Brande eines chinesischen Theaters in Canton 1670; das schreckliche Unglück zu Rizza ist noch im Gedächtnis der Leser. — 252 abgebrannte Theater erreichten ein Durchschnittsalter von nur 22½ Jaren, nur drei von diesen alten waren 100 Jare alt, als sie das gefährliche Element vernichtete, dagegen wurden 70 davon im 5. Jare ihres Bestehens, 38 im 6.—10. Jare, 45 im 11.—20. Jare und 27 im 21.—30. Jare nach ihrer Eröffnung vom Feuer

zerstört. Die Gefahr steigt natürlich am höchsten während der Vorstellung und werden deshalb auch beim Bau von neuen Theatern die umfangreichsten Vorkehrungen getroffen, die einmal darin bestehen, daß man die Bühne so einrichtet, daß man dieselbe durch eiserne Vorhänge vom Zuschauerraum absperrern kann und in möglichst geräumigen Ausgängen, damit das Publikum bei einem Unglücksfall möglichst schnell und geräuschlos den bedrohten Raum verlassen kann. Am wichtigsten sind jedoch die Löschmittel, welche ein Theater besitzt. So hat das Hof- und Nationaltheater zu München 8 Reservoirs mit 66 Kubikmeter Wassergehalt, das wiener Stadttheater 10 mit 76 Kubikmeter, die große Oper zu Paris 9 mit 105 Kubikmeter, das frankfurter Opernhaus 22 mit 125 Kubikmeter und das wiener Opernhaus 3 große Reservoirs mit 134 Kubikmeter Wassergehalt. ff.

**Ein sonderbares Testament.** d. h. für unsere europäischen Verhältnisse, machte ein kürzlich in einer großen Stadt Californiens verstorbener kinderloser Rentier. Er setzte nämlich einen reichen jungen Keffen, welcher der Liebling der Salons ist, zu seinem Universalerben ein, jedoch unter der Bedingung, daß er sich in eleganter Kleidung und erkennbar an einer der fashionablen Straßeneden fünf Wochen lang von früh 6 bis abends 8 Uhr sich als Stiefelpuzer nützlich mache. Der „komische Alte“ muß jedenfalls seine Gründe gehabt haben, als er diese seltsame Bedingung stellte. Ist der glückliche Erbe ein echter Amerikaner, so wird ihm jedoch dieser Umstand nicht die Hebung der fetten Erbschaft erschweren. Noch amerikanischer klingt aber die Testamentsklausel, nach welcher für den Fall, daß, wenn der Erbe das Stiefelpuzen verweigert, aus dem nachgelassenen Vermögen ein Museum erbaut werden soll zur Aufbewahrung von „berühmten Cylinderhüten aus Amerika und Europa“. ff.

**Leichenbegängnis eines mohamedanischen Heiligen.** Vor gar nicht langer Zeit starb in Kairo der wegen seiner Frömmigkeit unter seinen Glaubensgenossen berühmte Scheich Hussein Aga, 74 Jare alt. Seine Leiche wurde von den angesehensten Ulemas der Stadt gewaschen und in den Turban gehüllt, welchen der Verstorbene seit seinem 15. Jare getragen und in dem er auch einigemal nach Mekka und Medina gewandert. An der Spitze des Leichenzuges marschirten drei mit Brot, verschiedenen anderen Speisen und einigen Töpfen Honig beladene Kameele, hinter denen drei wolgemästete Büffel einherstritten. Dieser Gesellschaft folgten einige hundert betende, resp. heulende Derwische, dann die Ulemas mit der Bahre und nach diesen wiederum einige hundert Derwische; von diesen hatten viele den ganzen Oberkörper entblößt. Zu beiden Seiten der Bahre wurden Weihrauchpfannen getragen und dem Zuge folgten 30 Karossen, unter denen sich auch die einiger Prinzen und Würdenträger befanden. Die Speisen wurden auf dem Grabe an die Armen verteilt, die Büffel wurden geschlachtet und gebraten und das Fleisch sofort von den Leidtragenden verzehrt. Durch ein Gebet für den Verstorbenen hatte diese Feier ein Ende. y.

#### Literarische Umschau.

Herzog Karl und die Geschichte des Aufstandes und Schloßbrandes zu Braunschweig 1830. Luellenmäßig dargestellt. Braunschweig. Druck und Verlag von H. Vogel & Co. Preis 50 Pfg. Wir erinnern hier unsere Leser an ein Schriftchen, das bereits mehrere Auflagen erlebte und in ruhiger und sachlicher Weise ein Stück der neueren deutschen Geschichte behandelt. Wenn wäre nicht der „Diamantenherzog“ befaßt oder wer hätte nicht von ihm gehört? Ebenso die großen Rügen, die sich dieser abenteuerliche Herr gegeben, um wieder den Thron von Braunschweig einzunehmen, bis er schließlich von Genf aus seine Reise unternahm, von der auch der glücklichste Abenteuerer nie mehr wiederkehrte; und dann ist endlich wol befaßt, wie ihm die Stadt Genf, der er sein nicht unbeträchtliches Vermögen testamentarisch zugewiesen, ein Denkmal gesetzt, das nach allen bildlichen Darstellungen, die mir zu Gesicht kamen, zu schlichten, ebenso geschmacklos ist, wie das Leben des im vorliegenden Büchlein geschilderten Helden selbst. Der Verfasser schildert nun das Leben des letzteren in der gewissenhaftesten und unparteiischsten Weise und vergißt ebenjowenig Belege für seinen Geiz wie für seine Herrschucht und die verschiedenen Intrigen, welche seitens seiner Reider und Gegner zu seinem Sturz angewandt wurden, anzuführen. Dabei läßt er aber auch dem Herzog Karl volle Gerechtigkeit wiederfahren und zeigt schon eingangs seiner Schrift, wie derselbe durch eine ganz falsche und verkehrte Erziehung förmlich zu dem präparirt wurde, als den er sich später zeigte. — Wir raten jedem unserer Leser, die par Pfennige daran zu wenden und sich das interessante Büchlein anzuschaffen. nrt.

#### Redaktionskorrespondenz.

Brandenburg J. T., Bonn Stud. A., Hannover Frau J. Ihre Arbeiten sind für die „Neue Welt“ nicht zu verwenden.

**Inhalt.** Im Kampf wider alle. Roman von Ferd. Stiller. (Fort.) — P. K. Rosegger, ein echter und rechter Volksdichter. Von Manfred Wittich. — Geschichtliche Gespenster. Streifereien im alten und neuen Athen. Von K. Kaffan. (Fort.) — Im Dorf der Schmieb. Eine Geschichte aus dem Elsaß von Dr. Max Vogler. (Fort.) — Poetische Aehrenlese: Unsere Zeit. Von Anastasius Grün. — Humanität. Eine Winterplauderei. Von einem Arbeiter. — Zudereichorn im berliner Aquarium. (Mit Illustration.) — Senf an der Leiche Wallensteins. (Mit Illustration.) — Aus allen Winkeln der Zeitsliteratur: Statistik der Theaterbrände. Ein sonderbares Testament. Leichenbegängnis eines mohamedanischen Heiligen. — Literarische Umschau. — Redaktionskorrespondenz.

Verantwortlicher Redakteur Bruno Geiser in Stuttgart. (Neue Weinsteige 23.) — Expedition: Ludwigstraße 26 in Stuttgart.

Druck und Verlag von Franz Goldhausen in Stuttgart.